



# *Der Grosse Kurfürst*

Eduard Heyck

SA  
1585  
367  
.46

Library of



Princeton University.

Presented by

David P. Weidig '44



# Liebhaber-Ausgaben



# Monographien zur Weltgeschichte

In Verbindung mit Anderen herausgegeben

von

Ed. Heyck

---

XVI

Der Große Kurfürst

---

Bielefeld und Leipzig

Verlag von Velhagen & Klasing

1902



Der  
Große Kurfürst

Von

Professor Dr. Ed. Heyck

---

Mit 101 Abbildungen, 2 Facsimiles und 1 Karte



**Bielefeld und Leipzig**  
Verlag von Velhagen & Klasing  
1902

Von diesem Werke ist für Liebhaber und Freunde besonders luxuriös  
ausgestatteter Bücher außer der vorliegenden Ausgabe

### eine numerierte Ausgabe

veranstaltet, von der nur 50 Exemplare auf Extra-Kunstdruckpapier hergestellt sind. Jedes Exemplar ist in der Presse sorgfältig numeriert (von 1—50) und in einen reichen Ganzleiderband gebunden. Der Preis eines solchen Exemplars beträgt 20 M. Ein Nachdruck dieser Ausgabe, auf welche jede Buchhandlung Bestellungen annimmt, wird nicht veranstaltet.

**Die Verlagsbhandlung.**



Abb. 1. Kurfürst Friedrich Wilhelm. Gemälde von Robert Lind.



Abb. 2. Von einem Flugblatt aus dem Jahre 1675.  
Sammlung Louis Weber in Berlin.

Das Volk der Deutschen hat den die Nationalität umfassenden Einheitsstaat bis auf den heutigen Tag nicht erreicht. Denn seine politische Entwicklung ist, verglichen mit derjenigen anderer Völker, eine viel langsamere. Überhaupt, seine Begabung liegt auf anderen Gebieten als auf dem politischen. Für den Gehalt des deutschen Kulturlebens ist es keineswegs ein Schade, wenn die Deutschen so mühselig jenes Fortschreiten von kleineren zu größeren Formenbildungen vollziehen, worin sich seit den Urzeiten der Staatenbildung alle Völkergeschichte bewegt hat.

Was im frühen Mittelalter, unter karolingischer Herrschaft, nach Einheitlichkeit aussieht, ist doch nur eine durch obrigkeitliche Organisation hervorbrachte Täuschung. Die Deutschen standen noch auf der Stufe der „Stämme“, die ursprünglich nichts anderes waren als Bündnisse oder Eidgenossenschaften, in welche sich im zweiten und dritten Jahrhundert nach Chr. je eine Anzahl Einzelvölkerschaften aus militärischen Gründen vereinigten. Sobald die Straffheit des Karolingerregimentes nachließ, beschränkte sich das politische Bewußtsein der Deutschen wieder auf diese „Stämme“ der Franken, der Sachsen, der Alamannen, der Bayern. Das Streben des Partikularismus, die Stammgebiete zu Staaten durchzubilden, und die dagegen kämpfende Tendenz der durch römische Theorie und von Zeit zu Zeit durch große Persönlichkeiten gefristeten Krone bilden den Inhalt der weltlichen deutschen Geschichte des Mittelalters. Die Stammesgebiete selber wurden dabei zertrümmert, aber das in ihnen le-

bende Prinzip einzelstaatlicher Konsolidation siegte in der Landesherrlichkeit der Territorialfürsten, welche ihnen amtlich von Kaiser Friedrich II. zugestanden wurde. Das nach dem Interregnum wiederhergestellte deutsche König- oder Kaisertum verzichtete auf die monarchische Aufgabe überhaupt, es trieb, wie die Einzelfürsten, ebenfalls nur noch Haus- und Territorialpolitik. Es kam so weit, daß die infolge geistiger und litterarischer Anregungen aufsteigenden nationalen Richtungen eher bei den Fürsten und Ständen als bei der Krone Verständnis zu finden vermochten und daß man aus der Mitte jener heraus versuchte, einheitliche Reichseinrichtungen gegen den Kaiser — es war Maximilian I. — durchzusetzen. Mit dem sechzehnten Jahrhundert beginnen allgemein die von klassischen Vorbildern erweckten, von den Vätern der Humanisten gepflegten nationalen Bestrebungen auf das Denken und Empfinden der Deutschen Einfluß zu üben. Dem Nationalbewußtsein war seine Zeit im Geistesleben der Nation angebrochen, wenn auch lange noch nicht die seiner politischen Erfüllung.

Andererseits lag es, vollends seit dem Kaisertum Karls V., klar, daß wenn Deutschland eine Erhebung zu nationaler Einheitsform erlangen sollte, dieses Wert nicht von der völkerebunten habsburgischen Weltmacht, sondern nur von einer der anderen Dynastien, von einem Einzelstaat, welcher selber nur deutsch sei, geleistet werden könne. Zunächst sah man Kurpfalz, der Staat Friedrichs des Weisen, die Führung übernommen zu haben, aber die Enttäuschungen durch diese Führerschaft begannen früh.

SA  
1585  
1367  
-16

(RECAP)

917809



Abb. 3. Friedrich Heinrich von Cranien. Gemälde von Willem van Gontvorst.  
(S. 11 Seite 6.)

Bayern war stets ein rüstiges und bedeutendes Herzogtum des Reiches gewesen, aber gleich nach den ersten Erfolgen der Reformation ging es die enge Verbindung mit der römischen Kurie ein, durch welche es sich den übrigen Deutschen entfremdete. Kurpfalz blühte und stand in hohen Ehren, aber man möchte sagen, das Leben am Rheine sei allzu lieblich für die Ausbildung und Erhaltung so harter staatlicher Tüchtigkeit, wie die Arbeit an der deutschen Einheit verlangte, und zudem verschärzte und verlor das pfälzische Haus alles bisherige Ansehen und Machtvermögen durch die phantastische Politik Friedrichs V., als dieser um der Hoffart seiner Gemahlin willen ein König der Böhmen und allzubald als „Winterkönig“ zum Spott selbst der Protestanten in Deutschland wurde. In Niederdeutsch-

rade die Regierung Georg Wilhelms, des Vaters des Großen Kurfürsten, kann bestenfalls als durchschnittlich bezeichnet werden. Aber andererseits war doch noch keine Katastrophe, wie in Kurpfalz, und noch kein unheilbares Ablenken von den natürlich aufwärts führenden Wegen geschehen. Ferner befand sich die dortige Dynastie, die hohenzollernsche Kurlinie, in einer besonderen Lage, welche ihr erweiterte Aufgaben und eine nicht auf alle Dauer durchschnittliche Geschichte geradzuzufordern.

Im Jahre 1525 war der hohenzollernsche Prinz Albrecht aus einem Hochmeister des deutschen Ordens zum weltlichen evangelischen Herzog von Preußen geworden, freilich nach wie vor unter polnischer Lehnshegemonie. Albrecht war ein jüngerer Sohn der ansbachischen Hohenzollernlinie. Aber um sich

land, von wo jeweils die willenskräftigsten deutschen Unternehmungen ausgegangen sind — z. B. die Regierungsziele Heinrichs I. und Ottos I., die deutsche Kolonisation jenseits der Elbe, die Hanse —, waren trotz der Zersplitterung des alten sächsischen Stammesherzogtums die Welfenlande immer noch ein wichtiges Gebiet, aber sie litten in ungewöhnlichem Maße unter dem Übel der Erbteilungen. So blieb noch Kurland und Livland. Seine geschichtliche Stellung am Anfang des siebzehnten Jahrhunderts war keineswegs bedeutender und ausgezeichneter als die der anderen Territorien, und auch in diesem Kurland hatten kraftvolle und förderliche Regierungen mit durchschnittlichen gewechselt. Ge-

im Falle eines Aussterbens der zu preußischen Herzogen gewordenen Verwandten das Erbe zu sichern, thaten die Brandenburger früh die geeigneten Schritte, empfingen schon 1569 eine Mitbelehnung, und 1618 hielt Kurfürst Johann Sigismund (1608 bis 1619), der Schwiegerjohn des letzten Herzogs Albrecht Friedrich, das preußische Erbe glücklich in den Händen. Kurz vorher war eine andere Erbschaft gemacht worden, welche mit ihren für die damalige Erbpolitik typischen Verwickelungen noch den Großen Kurfürsten genugsam beschäftigen sollte.

Am Niederrhein und in Westfalen war durch das Zusammenschmelzen mehrerer unter sich verwandter Häuser ein ansehnlicher Herrschaftskomplex in der Hand des Hauses Kleve vereinigt worden. Als nun 1609 auch Kleve im Mannesstamme ausstarb, traten Johann Sigismund von Brandenburg und Wolfgang Wilhelm von Pfalz-Neuburg als die Hauptansprecher des Erbes auf. Der erstere als Schwiegerjohn der ältesten Schwester des letzten kleveschen Herzogs, welche mit dem soeben schon erwähnten letzten Herzog von Preußen vermählt war, der letztere als der Sohn der zweiten Schwester. Die Streitfrage, auf die es sich zuspitzte, war also die, ob die Tochter der älteren Schwester (und in ihrem Namen ihr Gemahl) oder ob der Sohn der jüngeren Schwester im Erbe vorgehe. Beide Streitenden beiziten sich zwar, ge-

meinsam gegen den Kaiser zu stehen, als dieser sich anschickte, das Erbe im Interesse Sachsens zu besetzen (welches ebenfalls, jedoch in etwas zurückstehender Linie, mit dem ausgestorbenen Hause verschwägert war). Sobald jedoch diese Gefahr weniger dringlich geworden war, nahmen sie ihren Zwist wieder auf. Und sie verschärften ihn noch durch den schwersten Gegensatz der Zeit, den konfessionellen, indem der neuburgische Pfalzgraf, um die Hilfe der Liga und der benachbarten geistlichen Kurfürsten zu gewinnen, vom Luthertum zum Katholizismus, Johann Sigismund bald darauf, ebenfalls vom Luthertum, aber zu der eigentlichen protestantischen Kampfpartei, den Reformierten, übertrat. Die Streitfrage selbst offen lassend, nachdem sie fünf Jahre lang beide Parteien sehr fühlbar geschädigt hatte, verglichen sich diese 1614 in Kanten zu einer rein provisorisch gemeinten Teilung, wobei die Herzogtümer Jülich und Berg an den Pfalzgrafen, das Herzogtum Kleve und die Grafschaften Marl und Ravensberg an Brandenburg kamen. Dies Provisorium dauerte mit samt den nicht aufgegebenen Hoffnungen beider Teile auf das Ganze noch fort, als Friedrich Wilhelm im Jahre 1640 zur Regierung gelangte.

So lag denn, was das Kurhaus Brandenburg damals besaß, verstreut von den östlichen bis zu den westlichen Grenzen des Reichstums umher. Eingesprengt



Abb. 4 u. 5. Kurfürst Georg Wilhelm und Kurprinz Friedrich Wilhelm. 1639.  
Auf der Rehrseite das Fräulein Kall mit Königsberg. (Zu Seite 10.)

zwischen die anderen norddeutschen Territorien und teilweise sogar zwischen auswärtige Staaten, von vornherein in alle europäischen Handel des Nordostens und des Westens verstrickt. Eine vervielfachte Schwierigkeit und Gefahr; aber auch ein segensreicher Ansporn zu unablässiger Aufmerksamkeit und Anspannung aller Kräfte. Für einen derartigen Beschäftigten und seinen Herrscher galt es nach dem späteren Dichterwort, Freiheit und Leben durch tägliche Neueroberung sich zu verdienen. Wenn das Schicksal dieser auseinandergezerrten Lande nicht rettungslos abhängig bleiben sollte von der force majeure der großen internationalen Politik, so galt es für ihren Herrn, aus einer nur reichsständisch-territorialen und negativ-neutralen Politik entschlossen herauszutreten in die Arena Europas. Und weiter hieß diejenige Aufgabe, welche durch die Verhältnisse zwingend gestellt war: Vereinigung, Vereinigung innerlich, indem an die Stelle der verfassungsrechtlichen Sonderzustände und Sondergelüste all dieser fast zufällig in der Hand des hohenzollernschen Kurfürsten befindlichen Gebiete ein höherer Gesichtspunkt der Zusammenschweißung, der Gedanke des monarchischen Staates trat. Aber auch Vereinigung äußerlich, geographisch war in dieser Aufgabe enthalten, Ausfüllung der flaffenden territorialen Lücken oder, um im Gleichnis zu reden, Vollendung des Wappenbildes, welches hier erst durch Fragmente skizziert war: des Adlers, dessen Kumpf in der Kurmark lag und dessen Flügel sich über den Rhein und an die Memel erstreckten. Wachsen und Werden, oder Wiederzerrinnen, ein Drittes konnte es auf die Dauer nicht geben.

Die Geschichte Brandenburg-Preußens erweist gleich jeder anderen die Wichtigkeit der „Umstände“ für das geschichtliche Werden, aber gerade sie erweist mit noch größerer Deutlichkeit bis auf den heutigen Tag, wie alles davon abhängt, daß Persönlichkeiten vorhanden sind, die Umstände zu meistern. Johann Sigismund starb schon 1619. Seinem Nachfolger Georg Wilhelm verdankt die brandenburgische Entwicklung nichts als die Lehre, wie es nicht zu machen sei. In stürmischer, entscheidungsvoller Zeit war seine Regierung die der Rauheit, der schwersten Veräumnisse,

des Nichtwagens, des unthätigen Duldens und Verlierens. Nach ihr aber schenkte ein glückhaftes Geschick der deutschen Zukunft denjenigen Mann, der in den zerstückelten Gebieten seines Erbes die Erstlinge erkannte zum Bau einer künftigen norddeutschen Großmacht und der den Staat, welchen er als solchen erst schuf, mit dem Inhalt eines großen Volens erfüllte. —

Mit natürlicher Dankbarkeit und Vorliebe hat sich im neuen Deutschland die historisch edierende und darstellende Thätigkeit der Persönlichkeit und dem Werke des brandenburgischen Kurfürsten zugewandt, der die Fundamente unserer jetzigen Verhältnisse gelegt hat. Wir besäßen, um nur das Allerwichtigste zu nennen, in den „Urkunden und Aktenstücken zur Geschichte des Kurfürsten Friedrich Wilhelm“ die aus preussischen und auswärtigen Archiven geschöpfte bänbereiche Kodifikation seiner gesamten diplomatischen Aktion, wozu andere wichtige Aktenstücke seiner Regierung in den „Publikationen aus den preussischen Staatsarchiven“ hinzutreten; wir verdanken zahllosen verdienten Forschern, von denen nur Gustav Schmöller und sein fruchtbares Seminar, Ferd. Hirsch und ferner die kriegsgeschichtliche Abteilung des Großen Generalstabes hier genannt seien, wertvolle Einzeluntersuchungen über den Kurfürsten und über seine Mitarbeiter auf allen Gebieten der Politik, der Verwaltung und der Volkswirtschaft; es bedarf nur der Nennung Leopold Ranke's, J. G. Droysens und B. Erdmannsdoerffers, um zu zeigen, mit welchem Range die zusammenfassende und darstellende Behandlung der Geschichte Friedrich Wilhelms in der Wissenschaft vertreten ist.

Heute ist die geschichtliche Gestalt des Großen Kurfürsten durch Erdmannsdoerffer festgelegt und man darf sagen, daß das von ihm gezeichnete Bild in den Hauptzügen dauern wird. Er ist es, der die alte, in ehrlicher Anbetung besangene J. G. Droysensche Auffassung von dem prädestinierten Verus des brandenburgischen Staates, neben dem alles andere negativekehrte war, und von der Unschlibarkeit, der politischen Sündenlosigkeit Friedrich Wilhelms zerflört hat; durch ihn ist der Große Kurfürst wieder zu dem Menschen gemacht worden, welcher Irrtümer begehen, sie als solche erkennen, bereuen und sie rückgängig machen

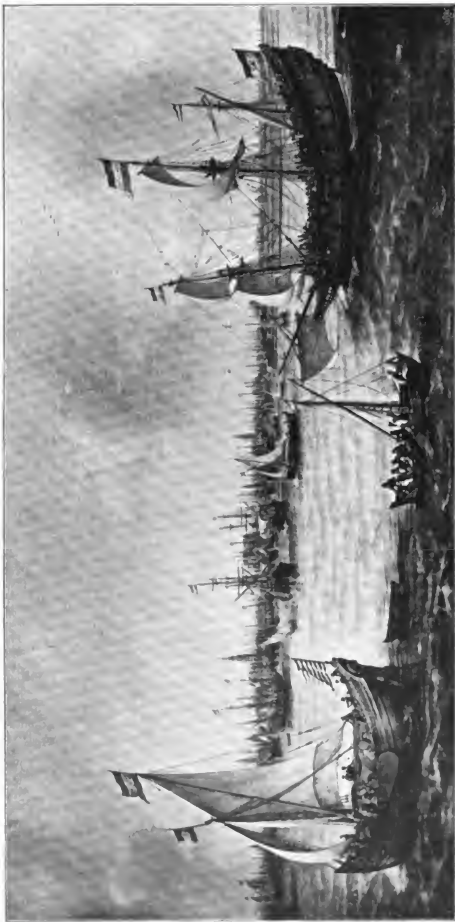


Abb. 6. Der Hafen von Amsterdam zur Zeit des Aufschwungs des Kurprinz in Holland. Gemälde von Hendrik Cornelisz. Kroon. (Su Seite 6.)



fann. Indem Erdmannsdoerffer damit von dem gewissen inneren Unbehagen befreite, welches unermüdlische und unerschütterliche Apologie in der letzten Reize zurückläßt, indem er uns die große Gestalt des Fürsten aus unwallenden Weisheitswolken in kritisch durchleuchtete Körperlichkeit und Nähe rückt, ohne ihm dabei durch Übereifer der Kritik Unrecht zu thun, ist er der Anwalt eines unanfechtbar schönen Andenkens Friedrich Wilhelms geworden. Wir beurteilen diesen sicherer und genauer, wir lieben ihn eben deshalb nur noch mehr.

Und dieses Liebendürfens von vollem Herzen freut sich das heutige Deutschland. Es ist kein Zweifel, daß Friedrich Wilhelm populärer ist, als selbst sein königlicher Ur-entel, der geistig und militärisch ein Größerer und der in der That ein „Einziger“ war. Der Kurfürst besitz jene Volkstümlichkeit nicht bloß, weil er der eigentliche erste Begründer des Werkes ist, das heute vollendet steht. Er ist so populär auch um seiner Flotte und Kolonien willen, und weil inmitten eines alamodischen Jahrhundert dieser Fürst fast allein von allen gut deutsch war, ohne jegliche Absicht aus seinem innersten Wesen heraus; weil er deutsch sprach an seinem Hofe und seine Briefe deutsch schrieb, weil er gemahnt und gewiesen hat, deutsch zu sein und weil sein eigenes Handeln deutsch war. Das ist es, was in unserer Gegenwart des mehr und mehr gesunden nationalen Empfindens sein Bild allen Deutschen, ob Preußen oder Nichtpreußen, unmittelbar vor die Seele gerückt hat, was ein Gefühl der besondern dankbaren Verehrung durch das gesamte Volk gehen läßt, so weit es sich selber achtet, und was seine Nachfolger so pietätvoll zu ihm emporschauen läßt. Hat doch Kaiser Wilhelm I. von dem kurfürstlichen Ahnen gleichwie von seinem Herrschergewissen gesprochen und sein heute regierender Enkel mehr denn einmal bekannt, daß er sich eines wisse mit Friedrich Wilhelm in seinem rastlosen Streben und in seiner Auffassung sowohl von monarchischer wie von deutscher Pflicht.

### Der Kurprinz.

Am 16. Februar 1620 war Friedrich Wilhelm zu Kölln an der Spree geboren, als einziger Sohn Georg Wilhelms und

der Pfälzerin Elisabeth Charlotte. Große Männer haben sehr oft, als ob hierin ein Generationengefeh walte, wenig bedeutende Väter gehabt, selten eine unbedeutende Mutter. Und wenn wir Einzelheiten des Wesens suchen, so wird man, abgesehen von dem klaren, unbeeinträchtigten Verstand, auch in der treffenden, zuweilen leicht humoristisch gefärbten Kürze des Ausdrucks, wie sie dem späteren Kurfürsten eigen war, eine hervorragende Eigenschaft des Pfälzertums in verfeinerten Spuren wiederzuerkennen geneigt sein.

Die Erziehungsgeschichte ist einfach. In Küstrin, fern sowohl von den Kriegsstürmen wie von dem Getriebe des Hofwesens, hat der Knabe seine ersten Lehrjahre verbracht. Unerwartendes, Außergewöhnliches tritt nicht hervor, wie denn Wunderkinder in der Regel später versagen; Friedrich Wilhelm lernt nicht einmal sehr leicht. Aber er lernt gründlich. Und er ist eindrucksfähig, lebhaft aufmerksam auf alles, was in seinen Gesichtskreis tritt. Unvergeßlich bleibt ihm inmitten dieses Stilllebens ein doppeltes Erlebnis, das aus freudigem Stolz bald in Trauer sich wandeln sollte. Zuerst die Aufwartung, die er als junger Verwandter zu Frankfurt a./D. bei Gustav Adolf macht. Und von dem König wird erzählt, wie er nach aufmerksamer Betrachtung des Knaben, dessen ernste, dunkle Augen mit unjagbaren Empfindungen in das Antlitz des ruhmumrauschten Schwedischen Heims schauten, in die Worte ausgebrochen sei: Von diesem jungen Prinzen werde die Welt noch einmal zu reden bekommen! Das war 1631. Zwei Jahre danach, im pommerischen Herzogschlosse zu Wolgast, da trat der Knabe dem protestantischen Helden noch einmal nahe. Aber diesmal stand er an der Wähe, als man die Leiche vom Lützener Schlachtfelde nach Stockholm in die Riddarholmkirche überführte und zu Wolgast auf das schwedische Kriegsschiff brachte.

Nachmals haben und wohl noch mehr, als diese frühen Verührungen mit der meteorgleichen Gestalt Gustav Adolfs, auf den Kurprinzen die Beziehungen eingewirkt, in die er zu Friedrich Heinrich von Oranien, dem großen Kriegsmann und Statthalter der Niederlande (Abb. 3), trat.

Denn die wichtige Erziehungsperiode vom 14. bis zum 15. Jahre hat Friedrich



Abb. 7. Kurfürst Friedrich Wilhelm I. J. 1642. Gemälde von Nathias Gericke.  
Aus dem Hohenzollern-Jahrbuch.

Wilhelm in den Niederlanden zugebracht. Die Mutter hatte diesen Plan gefördert, hauptsächlich doch, weil deren nächste Verwandten, die Familie des Winterkönigs, ihr Asyl in den Niederlanden hatten. Der Kurprinz hat sich denn auch, außer im Haag und in der berühmten Universitätsstadt Leiden, wesentlich in den Landesresidenzen der pfälzischen Verwandten und der oranischen Familie aufgehalten: er kam doch nicht so ausdrücklich mit der Absicht, praktisch zu lernen, wie später der russische Peter. Andererseits darf man nicht unterschätzen, was es damals bedeutete, überhaupt in den Niederlanden zu leben, und für den jungen Brandenburger: aus der Sphäre von Küstern und dem bescheidenen, ärmlichen Wesen der Heimat wie durch Traum in eine Umwelt versetzt zu sein, wo die Gärten und Villen der Kaufherren, die schönen, wohlgeordneten Städte, das Hin- und Herfluten der Waren auf den Landstraßen und Kanälen, die Blüte der Wissenschaften und Künste, der ganze Komfort und Geschmack des täglichen Lebens davon sprachen, wie gewaltig auf allen Gebieten dieses stammverwandte niederdeutsche Land den Reichsländern durch den Besitz von Seehandel und Kolonien vorausgeilt sei.

Gerade um diese Zeit hatten die Niederlande den Höhepunkt ihrer Blüte erreicht. Sie hatten die Frachtfahrt fast aller Nationen an sich gezogen, sie fischten in allen Gewässern und versorgten das halbe Europa mit der Fastenspeise und Volksnahrung des Perings, sie hatten den ganzen Getreideexport der Ostsee, den Warenverkehr mit dem slawischen Osten in ihre Hand gebracht. Sie allein lieferten im ganzen nördlichen Bereiche die Kolonialerzeugnisse aus erster Hand. Noch zauderte und jagte England, den Wettkampf zu beginnen, wozu schon Walter Raleighs Rat die Stunde gekommen hielt; erst die eigene Regierungszeit des damaligen Kurprinzen Friedrich Wilhelm sollte die Seekriege mit erleben, welche den Entscheidungsfampf um Weltmacht und Welt-handel einleiteten. Diese inmitten des blühendsten damaligen Staatswesens verlebte Jugend des brandenburgischen Thronerben gab Einbrüche, die auch auf ein minder lebhafte Streben hätten wirksam werden müssen; nicht minder mußten solche die Tränier selber und die bedeutenden Persönlichkeiten

geben, welche an deren Hofe aus und ein gingen. Die Generalstaaten waren damals für die ganze protestantische Welt und darüber hinaus „die hohe Schule der Volkswirte und der Staatsmänner“, wie sie Schmöller bezeichnet hat; und auch das konnte Friedrich Wilhelms beobachtendem und prüfendem Geiste nicht entgehen, wie das ganze materielle Gedeihen, die mit Recht hochberühmte niederländische Wissenschaft und allgemeine Bildung, die sowohl arbeitfame wie unternehmende Tüchtigkeit dieses Bürgerturns auch wieder im tieferen Grunde zusammenhingen mit dem befreiten Wesen des niederländisch-protestantischen Geistes. Man wird nach jeder Richtung die Wichtigkeit dieser Wanderjahre Friedrich Wilhelms für seine Anschauungen und seine Lebensziele kaum überschätzen können. Ohne allerlei Sorgen ist er auch dort nicht geblieben, und es hat etwas Rührendes, wenn er dem vielbedienten Vater brieflich klar zu machen sucht, daß er eine Kutsche mit rotem Sammetbezug und roten Damastvorhängen haben müsse — die Einheimischen, Kaufleute und vom Adel, lebten viel stattlicher als er, der Prinz.

Inzwischen hatte sich Kurbrandenburg durch den Prager Frieden (1635) von der protestantischen Partei losgelöst und sich mehr und mehr der kaiserlichen Politik genähert. Graf Adam von Schwarzenberg, der dem katholischen Bekenntnisse angehörige leitende Minister Georg Wilhelms, ist wohl mit Unrecht der Absicht, dem katholischen Interesse zu dienen, sowie persönlich unredlicher Beweggründe beichtigt worden, indem er diese Wendung der brandenburgischen Stellungnahme herbeiführte. Die ihn eigentlich leitenden Gesichtspunkte waren doch erstlich die Absicht, sich im allgemeinen Kriege möglichst neutral und kostenlos durchzubringen, und dann, im Besonderen, auch schon die politische Frage.

Brandenburg stand seit 1529 mit dem slawischen Herzogshause von Pommern in erneueter alter Erbverbrüderung. Auch persönlich hatte der alte Bogislaw XIV. den Kurprinzen als seinen unfraglichen Nachfolger betrachtet und ihn mit väterlicher Zuneigung gerne bei sich gesehen. Aber als er nun 1637 starb, da dachten die Schweden, welche das Land militärisch besetzt hielten, nicht daran, dieses an Brandenburg herauszugeben. Unter den Umständen war es für



Abb. 8. Christine von Schweden im 28. Lebensjahre (1654). Kupferstich von Nanteuil nach Bourdon.  
(Zu Seite 12.)

Georg Wilhelm nahelegend, den Anschluß an die Gegenpartei der Schweden zu verengern. Indessen so, wie man das Verhältnis Brandenburgs zu Österreich sich über den Kopf wachsen ließ, entsprangen daraus die verhängnisvollsten Folgen. Georg Wil-

helm gab zu, daß seine eigenen Truppen als kaiserliche betrachtet und auf den Kaiser Ferdinand vereidigt wurden; daraufhin hausten sie in der Kurmark wie in einem fremden Lande, während ein direkter Gehorsam gegen den Kurfürsten nicht mehr

gestend gemacht werden konnte. Ein Versuch von 1638, den Schweden Pommern zu entreißen, mißlang völlig. Im Widerstoß drangen nun aber auch die schwedischen Söldner über die Grenzen der Mark und plünderten, was noch übrig war; der Hof mußte in kaum verdeckter Flucht nach Königsberg verlegt werden.

Diese ganze brandenburgische Schwentung nach Wien, so erfolglos und schädlich sie war, vertrat sich nun aber keinesfalls mehr mit einem längeren Aufenthalte des Kurprinzen im calvinistischen Hauptquartier und an der Seite des Craniers, welcher gegen die solidarischen habsburgischen Mächte, Spanien und Österreich, zu Felde stand. Schwarzenberg hoffte seine Politik überdies durch die Ehe des Kurprinzen mit einer habsburgischen Prinzessin zu besiegeln, zu der gleichen Zeit, da man aus den Niederlanden erfuhr, daß das Herz des zu Verlobenden von einer jugendlich innigen und reblichen Neigung zu Ludovika Hollandina, einer Tochter des Winterkönigs, gefangen sei. So ward Friedrich Wilhelm heimgerufen.

Ein zu selbständiger Kritik heranreifender Jüngling trat einem Vater gegenüber, dem er nie nahe gestanden hatte und dessen Politik er ebenso schmerzlich bedauerte, wie er deren Urheber, Schwarzenberg, aus tiefer Ueberzeugung verabscheute. Ihrerseits hielten der Vater und der allmächtige Minister den Kurprinzen von jedem Einblicke in die Geschäfte, von jeder mitwirkenden Thätigkeit fern und obendrein in einer finanziellen Dürftigkeit und Abhängigkeit, die selbst für diesen sparsamen und ernsten Prinzen kaum zu ertragen war. So blieb denn diesem der Aufenthalt in der Heimat und im Elternhause eine feilsche Fremde, und in gedrücktster Stimmung gingen ihm die beiden Jahre hin, bis ihn am 1. Dezember 1640 der Tod Georg Wilhelms an die Regierung berief.

### Die Anfänge.

In schwerer und gefahrvoller Zeit übernahm Friedrich Wilhelm das Steuer der brandenburgischen Politik. Das Schiff hatte Savarien übergenug, als daß der Besonnene nicht hätte trachten sollen, vorerst nur einmal die Ruhe des Hafens zu suchen. Die ersten Jahre, bis 1643, ver-

blieb er in Preußen, welches fernab aus den deutschen Kriegswirren lag. Was der junge Kurfürst erkannte, war zunächst: daß der Kaiser nur den Krieg gegen Frankreich ernsthaft, dagegen die Sache seines protestantischen Bundesgenossen wider Schweden ganz lässig nahm und daß er in Brandenburg andauernder Noth und Rechtsverfärgung eher etwas Willkommenes erblickte. Und zweitens: daß die pommerische Frage überhaupt nicht von kleinen Entscheidungen an der Spree und Oder, sondern vom Krieg und Frieden in der großen europäischen Politik abhängen werde. Daß der kaiserliche Verbündete, um Schwedens ledig zu werden und sich ganz gegen Frankreich zu konzentrieren, Pommern als Loskaufspreis auszuweisen habe, war schon in den letzten Zeiten Georg Wilhelms öffentlich im Reich kund geworden. Schon wegen dieser pommerischen Frage allein galt es demnach, eine selbständige Politik anstatt der habsburgischen Gefolgschaft anzustreben. Freilich vorläufig war Friedrich Wilhelm ohne jeden Bundesgenossen und Freund.

Eine Wendung aus dieser Isolierung zu Schweden hinüber, das seiner nicht bedurfte, eine Abjage an Wien hätte dem jungen Kurfürsten nur vollends die Hände gebunden. So sah er sich auf eine Haltung der allmählichen Übergänge, des vorsichtigen Taktens gewiesen. Welch eine Zurückhaltung bei einem zwanzigjährigen, aufs schwerste unter seiner Situation leidenden, dabei ganz auf seine persönlichen Entschlüsse gestellten Fürsten! Denn auch darin blieb Friedrich Wilhelm bedächtig, ja bescheiden, daß er Schwarzenberg im Amte beließ, welcher ihm doch kein Ratgeber sein konnte und von dem ihn persönlich alles trennte. Hier ersparte ihm, indem Schwarzenberg nach ein paar Monaten starb, das unvorhersehbare Schicksalswalten eine Auseinandersetzung mit dem Minister, welche vor Europa ein enthülltes Programm bedeutet hätte. Es gelang nun zunächst, die vorhandenen Truppen, welche man als „kaiserliche“ ernähren mußte, ohne sie verwenden zu dürfen, zu entlassen. Nachher konnte man die Wiederaufstellung einer eigenen Armee ins Auge fassen. Darüber erkannte man zu Wien, daß die Zeit der schwächlichen brandenburgischen Vasallität vorüber sei, und gestand dem Kurfürsten nunmehr aus-



Abb. 9. Christine von Schweden. Stich von J. Bald. (Zu Seite 12)

drücklich zu, daß über Pommern nicht ohne seine Beteiligung verhandelt werden sollte. Somit hatte Brandenburg das anerkannte Recht auf eine eigene Politik wieder gewonnen. Von dieser Lage aus wurde es auch möglich, mit Schweden zum Waffenstillstand zu gelangen; noch 1641 wurde dieser abgeschlossen.

So wie die Dinge lagen, konnte das vorläufig ungerüstete Brandenburg im leitenden Hauptgedanken nur auf die Herbeiführung des allgemeinen Friedens gerichtet sein, von dessen Gerechtigkeit es die endliche Herausgabe Pommerns zu erwarten hatte. Aber Friedrich Wilhelm erhob seine nachdrückliche Friedensforderung zugleich als evangelischer Fürst. Klar und scharf sprach er aus, daß der Friede von 1635, durch

den das Restitutionsedikt von 1629 suspendiert und den protestantischen Kontrahenten die seit 1552 eingezogenen geistlichen Güter vorläufig zugestanden wurden, thatsächlich für den Kaiser gar nicht existierte, daß die durch jenen Frieden geschlichteten Fragen akut geblieben waren, „dieweil eben darum und nicht um Pommern, wie man uns einbilden will, der Krieg eigentlich geführt wird“. Er bestimmter als alle Ubrigen forderte die Abstellung der katholischen Reaktion, die wirkliche Beseitigung des Edikts von 1629, sowie die Gleichberechtigung der drei christlichen Bekenntnisse durch öffentliche Anerkennung seitens der allgemeinen Friedensversammlung. Seit 1641 tagte diese zu Hamburg, seit 1643 zu Donabrad und Münster. Allen Versuchen, die gemacht wur-

den, seine klar protestantische Haltung durch eine Verstrickung gegen Schweden und die Niederlande lahmzulegen, wick Friedrich Wilhelm klüglich aus und wies sie ab. „An kaiserlicher und spanischer Seiten werden sie alles thun, was ich begehren werde, daferne ich mich nur mit ihnen conjugiren werde, aber es ist zu besorgen nur so lange, als sie meiner werden von nöten haben.“ Weder die evangelische noch die pommerische Sache durfte er in das kaiserliche Belieben setzen lassen, denn dort wußte er sie verloren.

Inzwischen vermählte der Kurfürst sich 1646, und auch diese Ehe machte seine Stellungnahme auf der Seite des entschlossenen Protestantismus offenkundig. König Gustav Adolf hatte sich einst damit getragen, den brandenburgischen Kurprinzen, wenn er zu den Jahren gekommen, mit seiner Tochter Christine, der Erbin der Krone, zu verbinden. Dieser Gedanke war seitdem gerade von der schwedischen Politik nie ganz vergessen worden. Was würde, bei nächster Betrachtung, die Verwirklichung des verlockenden Planes bedeutet haben? In aller Kürze gesagt, nichts anderes als die Verstärkung der schwedischen Stellung auf dem Festlande um Preußen und Brandenburg nebst dessen Zubehör, mit anderen Worten die baltisch-norddeutsche Herrschaft und Hegemonie Schwedens auf der ganzen, kaum noch unterbrochenen Linie von Ingermanland bis Kleve. Das alles freilich unter der Nachfolge des Hauses Hohenzollern auf dem Basalthron. Es ist begreiflich, wenn die Erledigung der brennenden pommerischen Frage durch eine in solchen Dimensionen erfolgende Lösung Friedrich Wilhelm stark beschäftigte, und so find denn in der That die Voten der jungen Königin und des Kurfürsten manches Mal über die Nisee hin- und hergefahren. Wenn die Verhandlungen trotzdem nicht voran wollten, so sind psychische Vorgänge vor allen politischen Gesichtspunkten die Ursache gewesen. „Man zog sich an und stieß sich wieder ab; man gab Zeichen geneigten Willens und wollte doch lieber sich suchen lassen, als selbst suchen.“ Auf brandenburgischer Seite scheute man sich, trotz persönlicher und politischer Begeisterung für das Verlöbniß, vor jeglichem Anschein des Zuviel; auf der schwedischen wurde vorhandene Geneigtheit doch immer

wieder von dem Temperament der Königtöchter durchkreuzt, von dem Widerstande ihrer unbändig selbstischen Natur gegen jedes Sichfügen, gegen jede Einschränkung ihrer Freiheit oder vielmehr ihrer Willkür. Sie hat ja nicht lange danach ihre Krone lieber weggeschenkt, als die ehrenvollen Fesseln des Regierens ferner ertragen. Um wieviel weniger konnte die „schwedische Pallas“ — welche die Herren ihrer Umgebung geistig größtenteils überragte, die ferner nach Laune in Manneskleidern ging, wie ein Mann tritt und jagte, alles Bizarre liebte und später der höfischen Skandalchronik so viel Stoff lieferte — von einer so grundernsthaften und männlichfittlichen Natur, wie Kurfürst Friedrich Wilhelm war, sich die Wege weisen lassen wollen? „Was soll der einem andern gehören, der sein selbstigen sein kann?“ so hat sie während dieser Besprechungen ihre Grundstimmung mit einem antiken Verse citirt. Obendrein war ihre Hand viel früher schon dem Pfalzgrafen Karl Gustav von Zweibrücken zugesagt worden. Indessen ließ sie es geschehen, daß die schwedische Politik das Thema der Verlobung mit Friedrich Wilhelm längere Zeit hinhielt und politisch auszunutzen trachtete, bis man 1646 brandenburgischerseits endgültig erkannte, wie man dran war, und nichts mehr hören wollte.

Vom Standpunkt der deutschen Geschichte ist es wohl nicht allzu kühn, das Scheitern dieser Pläne als ein Glück zu betrachten. Kurbrandenburg möchte ein Anhängsel Schwedens geworden sein, wie später Hannover von England, und damit der Führung Deutschlands verloren. Aber möglicherweise möchte der Schwerpunkt auch nicht, wenigstens nicht auf die Dauer, in das menschenarme Schweden, sondern auf die baltisch-norddeutsche Seite gefallen sein; doch auch so hätte Norddeutschland eine überflarte und dauernde Finnegravitation von dem deutschen Süden erhalten. Jedenfalls wurde der Plan völlig aufgegeben, und nun knüpfte Friedrich Wilhelm rasch mit dem oranischen Hause an; im Dezember 1646 führte er die Tochter des Statthalters, Louise Henriette, heim (Abb. 10).

Unterdessen rückten die westfälischen Friedensverhandlungen, bei denen Brandenburg durch den energischen, militärisch angesehenen Grafen Johann von Sayn-Wittgen-



Abb. 10. Louise Henriette, erste Gemahlin des Kurfürsten.  
Gemälde von Gerard van Honthorst. (Zu Seite 12.)

stein und einige andere bewährte Unterhändler vertreten war, trotz aller Winkelzüge damaliger Diplomatie und aller noch größerer Schrecken und Weisheitsigkeiten damaligen Ceremoniells dem Ende allmählich entgegen. Es konnte nicht mehr überraschen, wenn Schweden mindestens das spätere Vorpommern unbedingt festzuhalten gedachte. Aber bei der offenen Deutlichkeit des unbestreitbaren Unrechts, welches damit Brandenburg angethan werden sollte, blieb auch dieses so zähe wie möglich. Und es erreichte zunächst, daß es nicht überhaupt als *quantité négligeable* behandelt werden konnte, daß es grundsätzlich Entschädigungen zugestanden erhielt. Als solche festgesetzt wurden schließlich: das säkularisierte Erz-

bistum Magdeburg als Herzogtum, welches freilich der jetzige Administrator, ein sächsischer Prinz, auf Lebenszeit noch innehalten sollte, ferner die ehemaligen Bistümer Halberstadt und Minden als Fürstentümer. Von dem verlorenen Erbe erlangte Brandenburg Hinterpommern und als dortige Abrundung noch das gleichfalls säkularisierte Bistum Kammin.

Territorial betrachtet war das ein immerhin ansehnlicher Zuwachs. Aber hier handelte es sich um Erbrecht und nicht um Quadratmeilen. Und dann, was der Kurfürst zu beanspruchen gehabt hatte und nun aufgeben mußte, das waren die Odermündungen, das waren Stettin und Stralsund, der Besitz Vorpommerns, worauf er



nach niederländischem Muster eine große, hoffnungsvolle See- und Handelspolitik hatte begründen wollen. Diese seine vornehmste Lebensabsicht, die er hinausgeschoben, wenn nicht vereitelt sah, war es, warum Friedrich Wilhelm den Abschluß von 1648 so schwer ertrug, warum er trotz aller Unwahrscheinlichkeit des Erfolges damals und danach der Krone Schweden — vergeblich — die ansehnlichsten Tauschobjekte für Stettin geboten und weshalb er zeit lebens immer aufs neue angestrebt hat, in Vorpommern Fuß zu fassen und Herr zu werden.

Wenn aber der Kurfürst sich den Trost vorhalten mochte, in Zukunft zu dem so reich beschenken Schweden fruchtbare Beziehungen knüpfen zu können, so täuschte auch dies. Gerade Brandenburg kam durch den allgemeinen Frieden noch nicht zur Ruhe, gerade Schweden sollte lehren, daß ein Sichvertrösten auf die Großmut dessen, dem man Opfer hat bringen müssen, in der Politik wenigstens dann hinfällig bleibt, wenn der Obliegende nicht vollends gefättigt ist.

Schwedens ganze Geschichte im siebenzehnten Jahrhundert wird bestimmt durch das Wechselverhältnis oder vielmehr Mißverhältnis von unternehmender großer Politik und geringen finanziellen Mitteln. Zu den Kupferbergwerken, welche die wichtigste Einnahmequelle des Fiskus aus dem eigenen Lande bildeten, waren durch Eroberung einträgliche Seezölle und Hafengebühren hinzugekommen. Eben um solcher willen war dem Staate das *dominium maris baltici* überhaupt so wichtig, denn an sich war Schweden zur See bedeutungslos. Handel und Schifffahrt der Ostsee lagen hauptsächlich in niederländischen und zum Teil schon in englischen Händen. Was dem Kurfürsten von Brandenburg durch die Zustimmung von Hinterpommern an Seezöllen gebieten war, das waren bei der geringen Bedeutung der dortigen Häfen wahre Almosen. Aber selbst diese suchte Schwedens Geldhunger durch eine dreißt wider sinnige Buchstabenauslegung der westfälischen Friedensurkunde nachträglich noch wieder an sich zu bringen. Ferner hatte das Friedensinstrument zu Vorpommern hinzu der schwedischen Krone am rechten Oderufer einen Landstreifen zugesprochen, über dessen Abgrenzung es sich

mit Brandenburg einigen sollte. Es war ein böses Vorzeichen für diese gütliche Einigung, daß Schweden keine Miene machte, seine Truppen aus Hinterpommern zurückzuziehen und daß es die innerhalb der Dievenow-Mündung gelegene Stadt Kammin, den Sitz des dem Kurfürsten zugesprochenen ehemaligen Bistums, ganz widerrechtlich an sich riß.

Jahrelang zogen sich diese Widrigkeiten hin. Da kam eine Aussicht auf Hilfe, welche Friedrich Wilhelm nicht säumte zu benutzen. Der alternde Kaiser Ferdinand III. bedurfte seiner, um die Wahl des gleichnamigen ältesten Sohnes zum Nachfolger glatt durchzuführen. Er lud die Kurfürsten einzeln nach Prag zu sich ein, und auch Friedrich Wilhelm folgte der Aufforderung. Im Spätherbst 1652 ritt er stattlich mit 265 Pferden in die Moldaustadt ein und ward mit aller österreichischen Herzlichkeit aufgenommen. Schweden hatte nun aber immer noch nicht die Beilehnung von Reichs wegen mit seinen neuen Reichseroberungen — Vorpommern und Rügen, Wismar, den Stiftern Bremen und Verden — empfangen, konnte also auf dem demnächstigen Reichstage seine Reichsständschaft noch nicht ausüben. Friedrich Wilhelm erhielt die Zusicherung, daß an die somit dringlich gewordene Beilehnung Schwedens die Bedingung werde geknüpft werden, daß dieses den Westfälischen Frieden wieder herstelle. Und diese Zusicherung ist in der That gehalten worden, hat auch den gewünschten Erfolg herbeigeführt.

Am 31. Mai 1653 ward Ferdinand IV. zu Regensburg einstimmig von den Kurfürsten zum römischen König gewählt, und kurz vorher erledigten sich die pommerschen Streitigkeiten. Ein Vertrag vom 14. Mai ordnete die bis zum Überdruß hin- und hergezerrte Grenzregulierung rechts der Oder; Hinterpommern ward seinem Herrn in aller Form übergeben, von den dortigen Seezöllen ward ihm wenigstens die Hälfte zugestanden. Es war also auch so seine völlige Herstellung des Rechtszustandes. Aber es war doch Abwendung noch größeren Schadens.

Brandenburgs bisheriges Ergehen war die Folge davon, daß es immer noch ganz auf sich allein, ohne Bundesgenossen, stand. Und wenn sein kurfürstlicher Herr



Abb. 11. Allegorie auf die Vermählung des Rurfürken mit Louise Henriette von Oranien. Gemälde von Th. Willebois. (Zu Seite 12.)

von vornherein persönliche Achtung und Sympathien besessen hatte, so hatte er neuerdings stark dazu gethan, sie empfindlich zu verringern, ja zu verschmerzen. Das war im Jülich'schen Kriege von 1651.

Hier war zu allen alten Streitigkeiten die hinzugekommen, ob als Norm für die Wiederherstellung des konfessionellen Zustandes das Jahr 1624, welches durch den Westfälischen Frieden als solches allgemein aufgestellt war, oder der Zustand von

1609—1612 zu gelten habe, wie der alte Vertrag festsetzte, auf dem das ganze Provisorium dieser rheinischen Herrschaftsverhältnisse beruhte. Letzterer Termin war für die Evangelischen günstiger, da der Pfalzgraf damals noch nicht seinen Uebertritt zum Katholizismus vollzogen hatte. Mitten in dem Hin und Her der Streitigkeiten kam Friedrich Wilhelm zu dem radikalen Entschlusse, den Knoten aller Un-erquicklichkeiten und Unzuträglichkeiten durch

offenen Waffenſtreit zu durchhauen. Er hatte wieder eine Armee von 16000 Mann herangezogen, ſeine Geduld war erlahmt, und er gedachte das Schwert, das er jetzt beſaß, tapfer zu führen. So ſchlug er los und veränderte herzhaft und offen die völlige Eroberung von Jülich und Berg als ſein Ziel.

Ein ſeltſames Unternehmen, völlig über- raſchend nach ſeiner vorſichtigen, abwägenden Zurückhaltung der vierziger Jahre; nach langer Selbſtbefehdung ein trotziges Unter- ſagen zuverſichtlichen Mutes, erwachſen und genährt aus dem Überdruß an all der reichsüblichen Kleinlichkeit und Engbrütigkeit und aus der Unerträglichkeit des Ver- laſſenſtehens. Aber eben darum ein ver- fehltes Unternehmen von vornherein. Es ging alles nervös, vorſchnell, unſertig zu in dieſem Kriege, von ſeinem Urfprung an, jede politiſche Vorbereitung fehlte. Da aber nun der Kurfürſt als offener Friedens- brecher im Reiche auftrat, der erſte wieder nach dem mit ſo großen Mühen und ſo lautem Jubel zu Ende gebrachten dreißig- jährigen Kriege — denn Schwedens Ge- walththaten gegen Brandenburg rechnete man natürlich nicht —, ſo fanden der alte Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm und deſſen rühriger Sohn Philipp Wilhelm allgemeine Unterſtützung und eifrige Bundesgenoſſen in den katholiſchen Nachbarn, auf Friedrich Wilhelm dagegen laſtete einbellige Miß- billigung und Entrüftung.

Alles das wäre im viel delibrierenden und reſolvierenden Reiche noch nicht ſchlimm gewesen, da dieſes ſich noch weit geduldiger, als ohnedies in der Politik geſchieht, dem Dreißigen zu beugen gewohnt war. Aber nach dem erſten raſchen Einbruch erlahmte Friedrich Wilhelms Offenſive. Er war ſchließlich doch nicht der Mann, der für ſolche Gewalthätigkeit paßte, er wurde verlegen und unſchlüſſig. Und damit war ſeine Sache verloren. Der rechte Moment zur größeren Waffenentſcheidung war gleich anfangs verpaßt worden, es kam auch weiterhin nicht mehr dazu. In harter Selbſtüberwindung beugte ſich Friedrich Wilhelm vor der Überzahl der Neuburgi- ſchen Verbündeten und ſuchte eine Ver- mittelung, die des Kaiſers.

Die kaiſerliche Regierung hatte zwar gefunden, „je länger je mehr, daß des

Herrn Kurfürſten zu Brandenburg für- genommene Thathandlung je länger je weniger zu verantworten“ ſei, und hatte ſie öffentlich verurteilt, aber zu einem wirk- lichen Vorgehen im Namen des Reiches ſich doch nicht aufgerafft. Jetzt, da das Eingreifen ungefährlich wurde, hätte man eine Beilegung durch die bewaffnete Ver- mittelung von Kurfürſt und anderen Ver- bündeten des Neuburgers als Beeinträchti- gung der kaiſerlichen Autorität empfunden und hielt die Angelegenheit für geeignet, zum erſtenmale ſeit dem Weſtfälischen Frie- den wieder zu erweiſen, daß es noch ein Reichshaupt gäbe. Am kaiſerlichen Schieds- ſpruch aber lag dem jungen Pfalzgrafen nichts, dem der Kamm geſchwollen war; nun wurde er widerſpenſtig und kam ſeiner- ſeits zu inkorrekten Schritten. So ſahen ſich die Höfe von Wien und Berlin ge- radezu aufeinander angewieſen, und hier- durch kam der Kurfürſt aus ſeiner un- erquidlichen Lage heraus. Am 11. Ok- tober 1651 wurde durch Vermittelung des Kaiſers der Friede zu Kleve zu ſtande gebracht, der alles beim Alten ließ. D. h. bei den bisherigen Proviſorien und Streit- fragen. Die brandenburgiſch-neuburgiſche Gegnerſchaft in allen Dingen dauerte noch geraume Zeit fort, wobei der junge Pfalz- graf, welcher 1653 zur Regierung gelangte, als der kleinere und weniger durch andere Interereſſen abgelenkte Fürſt der Geſchäftigere und einſeitiger Beharrende war.

Dieſer erſten Annäherung an Wien folgte jene oben erwähnte von 1652, die zur Abgabe der Kurſtimme Friedrich Wil- helms für Ferdinand IV. führte. Im Reiche fanden dieſe Beziehungen die größte Auf- merksamkeit; die Vereinfamung Branden- burgs ſchien ſich also durch eine Rückkehr zu der Politik Schwarzengergs endigen zu wollen! Und das Zuſammengeben des Kaiſers mit dem territorial und militäriſch bedeutendſten Fürſten konnte eine Wieder- erſtarkung der kaiſerlichen Macht in Deutſch- land einleiten, wie man ſie durch den Weſtfälischen Frieden ſchon für immer be- ſtehtigt gewöhnt hatte. Indeſſen, der Ge- genſtand dieſer weithin verbreiteten Be- ſorgniſſe war doch innerlich unmöglich und nur durch einzelne Situationen herbei- geführt worden. Sobald dieſe wegfielen, mußte das größere Trennende wieder her-



Abb. 12. Friedrich Wilhelm und Luise Henriette. Gemälde von Pieter Koon. (Zu Seite 12.)

vortreten. Das sollte schon auf dem Reichstage von 1653 in schärfster Weise geschehen.

Solche Wien und Berlin konkret scheidenden Punkte waren, soweit von den allgemeinen Gegensätzen abzusehen ist, erstlich die Behandlung, welche die Protestanten in den habsburgischen Erblanden erfuhren, und ferner die Jägerndorfer Angelegenheit.

Das schlesische Fürstentum Jägerndorf war seit 1523 in brandenburgischem Besitz und am Beginn des siebzehnten Jahrhunderts in der Hand des Markgrafen Johann Georg, eines Bruders des Kurfürsten Johann Sigismund, gewesen. Dieser schlesische Fürst aus brandenburgischem

Gend., Der Große Kurfürst.

Hause, welchem Hans Schulz vor etlichen Jahren eine hübsche Biographie gewidmet hat, hatte sich der Erhebung der böhmischen Stände, aus welcher der dreißigjährige Krieg hervorging, angeschlossen. Das Unterliegen des Winterkönigs, dem er noch nach dessen Niederlage die Treue hielt, brachte auch ihn ins Unglück, er ward geächtet, ohne Anklage und Verhör, ohne Befragung der reichsgeföhrlichen Instanzen verurteilt, er allein vom schlesischen Generalpardon ausgenommen und sein Land eingezogen. Vergeblich protestierte Kurfürst Georg Wilhelm von Brandenburg gegen diese Art des Urteils und gegen die Schädigung des unbeteiligten Gesamthauses,

welche durch die Wegnahme eines Gebietsteiles geschah, der höchstens dem geächteten Inhaber persönlich, nicht der Dynastie, entzogen werden konnte; der Verlauf des großen Krieges ging über die Proteste hinweg.

In sehr ausführlicher Darlegung vom 20. November 1652 hatte Friedrich Wilhelm wieder einmal das Recht Brandenburgs auf Rückgabe geltend gemacht, damals, als er helfen sollte, Ferdinand IV. zum römischen Kaiser zu wählen. Nun im Verlaufe des 1653 eröffneten Reichstages überzeugte er sich, daß er in dieser Sache ebenso dauerhaft tauben Ohren begegnen werde, wie in seinem Eintreten für die Protestanten Österreichs. Noch auf dem Reichstage selbst kam diese geschehene Erkenntnis mit einer gewissen Pflöchlichkeit zum Ausdruck: unerwartet und unverhofft sah die protestantische Partei den Kurfürsten in allen wichtigen Fragen auf ihre Seite treten. Je mehr bislang die Annäherung Brandenburgs an Österreich ausgefallen war, desto freudiger und dankbarer ward nun die Gewißheit begrüßt, daß Brandenburg doch nicht gefonnen sei, für Kaiserthum und Habsburg Vorspann zu leisten bei deren Bestrebungen, das Werk des Westfälischen Friedens durch absolutistisch-antiprottestantische Erfolge im Reiche rückgängig zu machen. Die Episode von 1652 kam Brandenburg zu gute, indem man desto lebhafter ihre Beendigung würdigte; man hieß den Kurfürsten huldigend den Wiederhersteller der deutschen Libertät und begann von mancher Seite schon, in ihm den Führer zu sehen.

Was diesergestalt auf dem Reichstage offenbar wurde, behielt Dauer. Nicht aus einer Wallung des Augenblicks war das Steuer der kurfürstlichen Politik eifertig umgelegt worden. Aus der Politik der Nothhilfe und der gelegentlichen sanguinischen Übereilungen tritt Friedrich Wilhelm — mag ihn heiße Erregung auch später noch zuweilen übermannen haben — in die des festen Kurzes, der leitenden großen Gesichtspunkte ein.

Der nächste und erste hiervon blieb der des brandenburgischen Bewußtseins. Nicht kaiserliche oder schwedische, sondern eigene Politik! Aber zugleich protestantische. Friedrich Wilhelms Stellungnahme wird dauernd die gut evangelische; alle

ihre Anschlüsse und Gegnerschaften sind zugleich nach der jeweils größeren Gefahr für den Protestantismus im Reiche bestimmt, ihre wichtigsten Schwenkungen, wie jetzt 1653, so noch wenige Jahre vor seinem Tode, 1685, durch sie herbeigeführt worden. Und nunmehr, da Brandenburg sich aus seinen Zwangslagen herauszuarbeiten begann, ward seine Politik zugleich eine bewußt und positiv deutsche, was eben sie eher zu sein vermochte, als die des Kaisers. Der protestantische und der deutsche Gedanke werden die idealen Mächte, die in dem Alltagsgetriebe der politischen Notwendigkeiten und Zweckmäßigkeiten über allem Thun und Verhalten des Kurfürsten als die Leisterner leuchten und aus denen er immer wieder die Zukunft des Hohenzollernstaates liest.

Man konnte schon fragen, ob reichlich und deutsch noch daselbe sei. Jedenfalls war für die klaren Köpfe der Zeit kein Zweifel mehr, daß kaiserlich und deutsch so gut wie nichts und kaiserlich und reichlich nur noch wenig miteinander zu thun hatten. Alles was einst Kaiserrecht und Kaiserpflicht im Reiche gewesen war, war seit Jahrhunderten zunehmend an die Fürsten, an die Reichsorgane, zumal den Reichstag und die Reichsstreife übergegangen, das Kaiserthum wesentlich eine Ehrenstellung der österreichischen Territorialmacht geworden, bei der man es daher auch ohne viel Aufregung vererben ließ. Wie wenig aber auch die Reichsinstitute, der Reichstag selber, Organe einer einheitlichen und verschiedenen deutschen Reichspolitik waren, lag in geradezu beschämender Weise vor aller Augen. Vollends der Westfälische Friede war schon eine verhüllte Auflösung des Reichsverbandes. Er gab den Reichsständen das Bündnisrecht nicht nur untereinander, sondern auch mit auswärtigen Mächten und ignorierte damit, bei konsequenter Auslegung, die Existenz eines in politischer Funktion stehenden Reichskörpers, wenn er auch noch die Bündnisbildung gegen das Reich unterjagte. Nur die Künsteleien eines verwickelten und spitzfindigen Staatsrechtes vermochte auf weitere anderthalb Jahrhunderte alle die Widersprüche, welche herangewachsen waren, in eine angebliche Reichsverfassung nöthig zusammenzuzwängen, deren Monströsität Rufendorfs berühmte



Abb. 13. Allegorie auf die Geburt des ältesten Kurprinzen Wilhelm Heinrich (geb. 1648, † 1649).



Abb. 14. Kurfürst Friedrich Wilhelm.  
Gemälde der Holländischen Schule.

Mongambanoschrift von 1667 in unbarmherziger Kritik erwies. Und welche in ihren inneren Unvereinbarkeiten, ihren Fiktionen immer von neuem durch die Ereignisse selbst aufs greifste gekennzeichnet ward. Das Reich war, um Pufendorfs Ausdruck zu gebrauchen, unheilbar krank, es hatte nur noch zu sterben. Freilich auch dazu gehörte bei der Schwerfälligkeit des alten Reiches eine gewisse Zeit. Was dann übrig bleiben würde, war die Einzellosigkeit der bisherigen Reichsstände, von deren Souveränität bereits die amtliche französische Übersetzung der lateinischen Urkunde des Westfälischen Friedens sprach. Schon jetzt war das Reich eine Addition von Staaten, welche durch die hinschwindende, „kranke“ Gemeinsamkeit vorläufig noch einigermaßen behindert wurden, in ein anderweitiges, logischeres, um nicht zu sagen christlicheres Verhältnis zu treten. Vorgezeichnet jedoch war der Wegfall aller

fen praktisch ausgelöst und ihm den Eintritt in die Weiterentwicklung der deutschen Geschichte freigegeben.

Vor allem war er rege in dem Geiste und in der Politik desjenigen Mannes, der in Folge paralleler Erkenntnis Friedrich Wilhelms nunmehr zu leitender Stellung in Brandenburg gelangte, des Grafen Georg Friedrich von Waldeck (Abb. 17). Dieser war seit 1645 durch Erbfolge an die Regierung seines Ländchen gelangt, aber, wie anderthalb Jahrhunderte später der als Reichsstand geborene Reichsfreiherr vom Stein, stellte der Graf von Waldeck seine ganze feurige und altruistische Natur in den Dienst und in die Idee des schon damals verheißungsvollsten deutschen Staates. Geboren 1620 und in derselben niederländischen Schule wie der gleichaltrige Kurfürst herangebildet, trat Waldeck 1651 in den Dienst Brandenburgs, zunächst noch,

Rücksichten seit 1648 durch das Bündnisrecht.

Indessen suchte die kaiserliche Autorität Gelände zurückzugewinnen. Wenn der von den Jesuiten geleitete Hof damit nur etwas anderes verfolgt hätte, als eine bessere Ausnützung des Reiches für das in seinen beiden Linien, der österreichischen und der spanischen, eng geschlossene habsburgische Haus und für die allgemeine katholische Reaktion! Da beides auf der Hand lag, konnten die Wiener Bestrebungen auch bei den sonst reichlich gesonnenen Ständen nur Abneigung oder scharfe Opposition erwecken. Und dadurch hat gerade die Wiener Politik den Bündnisgedan-

ohne daß der kühne und lebhafte Mann vermochte, seine Anschauungen im Fluge bei dem ruhigeren und kritischen Herrn durchzusetzen. Noch stand dem Kurfürsten Konrad von Burgsdorf näher, der sich ihm bei Gelegenheit der Abdankung der kaiserlichen Truppen in Brandenburg verpflichtet hatte, als politisch beratender Militär jedoch eine nicht ganz glückliche Haltung einnahm. Indessen gewann Waldeck — nicht ohne Widerstand der alten Kreise, vor denen der „Fremde“ zeitweilig zurückweichen mußte — Boden, zog den Kurfürsten in den Bannkreis seiner, von den brandenburgisch-preussischen Territorialgrenzen abgelösten Ideen und Ziele, wies ihn auf den machtvollen Beistand der imponierbaren Kräfte. Die Wiederabwendung des Kurfürsten von Wien und der wachsende Einfluß des Grafen standen in engster Wechselbeziehung, die völlige Schwentung auf dem Reichstage von 1653/54 war die Enthüllung des von Waldeck in dem Vertrauen und in der Zustimmung Friedrich Wilhelms erlangten Übergewichts.

Zur gleichen Zeit, da alles das nicht wenig Aufsehen erregte und Kaiser Ferdinand eben um dieser bedeutamen Erstarkung des unterschiedenen Protestantismus willen beschleunigt den

Reichstag schloß — den letzten, der überhaupt noch zum Schluß gelangte —, hatte Brandenburg Gelegenheit, als Hüter des Reichsfriedens aufzutreten. Der als Bundesgenosse oder, wenn man will, Condottiere Spaniens in den Westfälischen Frieden nicht eingeschlossene Herzog Karl IV. von Lothringen überfiel im Dezember 1653 das zum Reiche gehörige Bistum Lüttich, dessen Inhaber der Kurfürst von Köln war. Da trat Friedrich Wilhelm durch eine militärische



Abb. 15. Graf Johann von Sain und Wittgenstein. 1648.  
Nach K. v. Hülle gezeichnet von C. Galle. (Zu Seite 12.)



Demonstration zum Schutze des katholischen Mikfürsten auf und erklärte im Reime die Gefahr, daß noch wieder deutsche Reichsstände in den fortbauenden französisch-spanischen Krieg verwickelt würden.

Man sieht bereits, wie es im Reiche doch wiederum sehr wichtige Interessen und Situationen gab, welche außerhalb der Beteiligung des Kaisers den Gegenatz von Protestanten und Katholiken durchkreuzten oder überbrückten. Nicht minder sollte dies zu Tage treten bei dem thatsächlichen Verlauf von Walbeds berühmten Unionsgedanken.

Brandenburgs neue Haltung auf dem Reichstage von 1653/54 war gleichbedeutend gewesen mit der Übernahme der Führung bei der evangelischen Opposition. Zwar den Vorsitz des wiederhergestellten Corpus Evangelicorum hatte Kurachsen aufs neue übernommen, doch eigentlich nur noch, um ihn niemand anders zu gönnen; seine Stellung als norddeutsch-protestantische Vormacht war innerlich aufgegeben. Nun wandte Walbeds Eifer das durch den West-

fälischen Frieden verbriefte und durch die kaiserliche Politit von selber dringlich gemachte Werkzeug der freien Bündnisbildung an, um eine neue evangelische Union als Gegengewicht gegen Habsburg ins Leben zu rufen.

Alles, was in neuerer Zeit im Reiche noch an Wichtigem vollbracht worden ist, so führt seine dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm vorgelegte Denkschrift vom 31. Dezember 1653 aus, ist lediglich auf dem Bündniswege erreicht worden. Zuletzt der Westfälische Friede selber. Daher muß dieser durch daselbige Mittel erhalten werden. Keinerlei vorhandene Reichseinrichtungen gewähren hinlänglichen Schutz gegen die Bedrohung dessen, was 1648 an günstigen Ergebnissen herbeigeführt werden konnte. Die Selbsthilfe solcher Bündnisbildung ist dort zu suchen, wo die gleiche Lage und Gefahr besteht, d. h. bei den evangelischen Reichsständen, in erster Linie Bremen, Verden und Pommern (d. h. Schweden), Braunschweig, Magdeburg, Hessen und Mecklenburg; Kurachsen und Kurpfalz werden sich nicht tief einlassen. Nach den Vereinbarungen mit jenen ist dann auch an eine Anzahl kleinere Evangelische und an die wichtigeren Reichsstädte, Frankfurt, Hamburg, Lübeck, Nürnberg, Straßburg, Augsburg, Regensburg zu gehen. Indessen auch die katholischen Reichsstände sind gütenteils in der entsprechenden Lage; nicht gegen sie richtet sich die neue Union, sondern nur gegen Wien.

Brandenburg ging ans Werk und kam vor der Hand zur Eingung mit den Herzogslinien des westlich-niederländischen Hauses, ferner mit Hessen-Kassel.



Abb. 16. Philipp Wilhelm von Pfalz-Neuburg, Jülich und Berg.  
Schabkunstblatt von P. Schönd. (Zu Seite 16.)

Schon diese Verständigung hatte den Erfolg, daß Schweden als Inhaber des Stoffs Bremen von einem gegen die Selbständigkeit der freien Stadt gerichteten Anschlag, der besonders die braunschweigischen Fürsten als Nachbarn von Bremen und Verden erregen mußte, Abstand nahm. Andererseits wollte Brandenburg die Beziehung, worin es jetzt zu dem dankbaren geistlichen Kurfürsten von Köln stand, dem Bündnisse nutzbar machen, und Waldeck verhandelte zu Wehlar mit einem Bevollmächtigten des Kölners über dessen Beitritt. Inzwischen kam das Ganze unter die Einwirkung ungeahnter Ereignisse.

Im Juli 1654 starb Ferdinand IV., der römische König, und der alte Kaiser hatte wieder seinen erklärten Nachfolger. Das Schicksal selbst schien Waldecks Politik auf das ledere Ziel hinführen zu wollen, Habsburg die Kaiserkrone überhaupt zu nehmen. Freilich ein protestantischer Fürst als künftiger Kaiser war von vornherein ausgeschlossen. Denn erstlich hastete, obwohl Karl V. als letzter die Krone vom Papste genommen hatte, an ihr nun doch einmal etwas von katholischem Wesen, und zweitens würde die katholische Mehrheit des Kurfürstenkollegiums nie einen Protestanten zugelassen haben. Aber Bayern konnte die Kaiserfolge übernehmen. Weil es gegen Habsburg ging, so würde auch jetzt wieder Frankreich, die Schutzmacht des deutschen Protestantismus vom dreißigjährigen Kriege her, helfen; mag es sich dabei die spanischen Niederlande nehmen — so setzen Waldecks Darlegungen dem Kurfürsten auseinander —, so ist es doch nur gut, wenn diese dritte, den Nordwesten beherrschende Position des Gesamthauses Habsburg wegfällt. Und nebenbei: dann ist auch der neuburgische Schützling Spaniens verloren. So wird aus der Eventualität solcher Machtverschiebungen innerhalb der katholischen Monarchien, durch ihr verbessertes Gleichgewicht, im Grunde der Protestantismus gewinnen. Und Brandenburgs unschwieriger Erwerb von Jülich und Berg wird den Kurfürsten zum starken Stütze an der Westgrenze machen, zu einem noch begehrteten Bundesgenossen der Generalstaaten; sie werden ihm dann wirksam helfen müssen, eine machtvolle Hand über das Geschick des festländischen Gesamtprotestantismus zu halten.



Abb. 17. Georg Friedrich von Waldeck.  
Stich von Blondeau. (Zu Seite 80.)

So diese neue Phase des Waldeckschen Planes, wonach man um des Protestantismus willen mit dem Cardinal Mazarin, dem vormundschaftlichen Regenten Frankreichs, und ferner mit neuen katholischen Reichsständen zu verhandeln begann.

Andererseits freilich gab es, abgesehen von Österreich-Spanien, Leute genug, denen mit diesen kühnen Projekten nicht gedient sein konnte; es regte sich mit Gegenbündnissen gegen die neue Union. Die Seele dieser Gegenbestrebungen war Philipp Wilhelm von Neuburg. Er fand Münster und Kurtrier zum Bunde, desgleichen — Köln. Gerade dieser geistliche Reichsstand bietet ein anschauliches Bild, wie man im siebzehnten Jahrhundert Politik machte. Maximilian Heinrich, der Kurfürst (1650—88), war ein bayerischer Prinz; ihm war als solchem das antikaiserlich-franzosenfreundliche Bündnis Waldecks sympathisch, zumal im Hintergrunde die mögliche Erhebung des bayerischen Hauses auf den Kaiserthron winkte. Aber als Erzbischof und kölnischem Fürsten stand ihm wieder das katholisch-neuburgische Gegenbündnis näher, welches ein etwaiges Erstarken der protestantisch-brandenburgischen Macht am Rheine und in den westlichen Angelegenheiten zu bekämpfen bestimmt war. So schloß er denn

mit beiden Parteien ab und suchte zwei Eisen im Feuer zu behalten.

Fürstenbund hüben und drüben, beide unabhängig neben dem Kaisertum, beide zunächst Embryonen. Eine eigenartige Fügung war es, daß gerade und nur dem unbeabsichtigt von Waldeck erweckten Gegenbunde beschieden wurde, sich unter mancherlei Wandlungen auszuwachsen zu einer großen Organisation, deren besondere Geschichte zu verfolgen hier fern liegt: dem Rheinischen Bunde, der von 1658 bis 1667 einen Teil aller Reichsangelegenheiten beherrscht und wesentlich den Zwecken Frankreichs, seines Mitgliedes und Schüfers, zu dienen gehabt hat.

Für Friedrich Wilhelm dagegen sollte die Friedensruhe, welche bisher erlaubt hatte, allgemeine politische Gedankengänge zu traktieren, auf Jahre hinaus durch Ereignisse von konkreterster und dringlichster Art unterbrochen werden, durch den nordischen Krieg von 1655 bis 1660.

### Brandenburg-Preußen im nordischen Kriege.

Schwedens vorhin geschilderte Finanzlage konnte auf die Dauer nicht verfehlen, diesen Staat in neue Kriege zu treiben. Eine Verringerung seiner militärischen Anstrengungen hätte den Verzicht auf die schwedische Stellung als Großmacht bedeutet. Aber diese Großmachstellung war künstlich und ungesund, für sie war, wie schon zu den Zeiten Gustav Adolfs, der Krieg, welcher andere, im Frieden blühende Staaten hemmte und ruinierte, ein wirtschaftliches Hilfsmittel geworden. Trotz aller Seezölle konnte auch seit 1645 das Heer nur durch Subsidienelder fremder Mächte erhalten werden, oder durch Krieg, am liebsten aber durch beides zugleich. Die Frage war nur, ob der Better Christinens, welchem sie 1654 ihre Krone in die Hand gelegt hatte, der Pfalzgraf von Zweibrücken und nunmehrige König Karl X. Gustav (Abb. 19), den Krieg, den er suchte, gegen Polen, gegen Dänemark oder gegen Rußland wenden werde. Die Entscheidung fiel gegen Polen.

Polen mußte, bei der inneren Zerrüttung dieser mit einem Wahlkönigtum verzierten Adelsrepublik, als der schwächste Gegner erscheinen. Der Sieg Schwedens konnte

dessen dominium maris baltici vermehren um die baltischen und die preußischen Lande, und zwar nicht nur um das polnische Westpreußen mit Danzig, sondern auch um das unter polnischer Lehnsoböheit stehende hohenzollerische Herzogtum Preußen, dessen Inhaber der Kurfürst von Brandenburg war; hatte doch schon Gustav Adolf seine Hand in dieser Richtung ausgestreckt. Daß Schweden einen Kriegsanlaß befaß, dafür hatte Johann Kasimir, der 1648 zum König von Polen gewählte vormalige Jesuit und Kardinal, aufs bereitwilligste gesorgt, indem er, als Waja-Abkömmling der katholisch-polnischen Linie, gegen die Thronbesteigung des berühmten schwedischen Generalissimus und Kriegshelden aus dem Zweibrüdenher Hause seinen Einspruch erhob.

Kurfürst Friedrich Wilhelm hatte am 7. Oktober 1641 zu Warschau vor König Wladislaw IV. knieend gehuldigt und die Lehnsfahne von Preußen von ihm empfangen. Es war für die anderen und für ihn unmöglich, daß er jetzt neutral blieb. Schwedens Angriff beabsichtigte auch ihn zu treffen, ihn aufs neue zu schädigen; das schwedische Verlangen nach den ostpreußischen Häfen, sein Rechnen mit deren Einheimung war seit Jahrzehnten ein Bestandteil der nordeuropäischen Politik. Der Ausgang des dreißigjährigen Krieges hatte Brandenburg genugsam gelehrt, was es bringe, zwischen dem Ringen der Größeren sich in Neutralität ducken zu wollen. Aber Friedrich Wilhelm wollte nicht nur nicht verlieren, er wollte endlich gewinnen. Wenn irgendwo, so galt es auf diesem Kriegstheater die Armee, die er seit Jahren auf den Beinen hielt, mit allem Nachdruck zu verwenden.

Aber auf welcher Seite? Für Polen? Von diesem vertraute er nur, daß es, um als unterliegender Teil zum Frieden zu kommen, in erster Linie Ostpreußen preisgeben werde, nachdem sich Brandenburg für Polen militärisch gepuffert und erschöpft. Für Schweden? Hierbei konnte eines gewonnen werden: die Befreiung von der unwürdigen polnischen Lehnsoböheit. Aber der Gedanke des Anschlusses an Schweden wies auf den weit gefährlicheren und schwierigeren Weg. Denn unterlag Schweden — und Brandenburg mit ihm — dem Königreich Polen und dessen etwaigen Ver-



Abb. 18. König Johann Kasimir von Polen, bis 1656 Lehnherr über Preußen.  
 Kupferstich von Joh. Sandrart. (Zu Seite 24.)

bündeten, so war dem abgefallenen Lehnsmanne Preußen sicher verloren. Siegte aber Schweden, was dann? Es begehrte ja selber eben Preußen. Wie würde es aus letzterem Grunde überhaupt eine brandenburgische Annäherung zum Bündnis aufnehmen?

Friedrich Wilhelm wählte den letzteren Weg: Schwedens Absicht durch Anschluß an dieses zu durchkreuzen und dadurch zugleich das Größere möglich zu machen: das Freiwerden von der polnischen Lehnseigenschaft. Mit unbeirrter Entschiedenheit trat Waldeck entgegen, deren paragrafierter Beschränktheit das jemallige Aufhören dieser Vasallität juristisch undenkbar erschien. Es liege hierbei keine Gelehrtenfrage vor, solche möge man den Theologen und der Lehnrechte Verständigen zu christlicher Disquisition untergeben. Hier handle es sich um politische Angelegenheiten.

Und solange man den Begriff Politik nicht aus der Menschheitsbezugsform eliminieren und diejenigen Formen, wie sie zufällig zu irgend einer Zeit sich finden, sich bis zum jüngsten Tage versteinern lassen will, hatte Waldeck recht. Niemals hatte die polnische Lehnshoheit über das deutsche Ordensland das geringste von jenem sittlichen Inhalt und Wert besessen, womit die deutsche Form des Lehnverhältnisses eine lebendige war und der Lehnsmanne von seinem Herrn und Schützer dasjenige Gut

empfang, wovon er ihm in Treuen zu dienen hatte. Durch Unterstützung einer Rebellion wider den Orden war diese Lehnshoheit mit den Waffen erzwungen; sie hatte nichts hingegen, um davon Leistung zu empfangen, hatte vielmehr dem Orden den Hauptteil seines freien Eigen geraubt und zu unmittelbarem polnischen Besitz genommen. Und mit welcherlei Schutz übte Polen die Lehnshoheit? Dem widerstandlosen Georg Wilhelm hatte es sogar die Hälfte

der ostpreussischen Seezölle abgenötigt, erst Friedrich Wilhelm hatte diesen rein gewaltthätigen Anspruch beiseite geschoben. Was war in der Lage von 1655 von solchem Lehns Herrn und seinem Jesuiten Hofe an Zuverlässigkeit und Gerechtigkeit zu erwarten? Das geschichtliche Werden hat es gewiß notwendig, wenn nicht alles wanken und verderben soll, unter dem Sittengesetze zu stehen. Und

Dankbarkeit gehört zu den unentbehrlichen sittlichen Kräften im politischen Leben, sofern sie mit Recht geschuldet wird. Aber auch die Staatsraison und sie nicht minder. Der geschriebene Vertrag kann nie schlechthin die absolute sittliche Norm sein. Er besteht zu Recht, indem er den Ausgleich oder das Ergebnis widereinander ringender Kräfte in sich aufnimmt, d. h. oft die einem Unterliegenden aufgezwungene Willkür. Er wird erhalten dadurch, daß diese Kräfte in gleicher Stärke fortbestehen. Aber er ist im Leben der Staaten und Völker immer nur ein Provisorium; als solches hat er Wert. Fallen



Abb. 19. Karl X. Gustav von Schweden.  
Gemälde von T. Pest, gestochen von J. Jald. (Zu Seite 24.)



Abb. 20. Kaiser Leopold I. (Zu Seite 32.)

jene Kräfte dahin oder verändern sich, so ist auch er überlebt und zwecklos geworden. Mag ihn immerhin noch der eine Teil zu benutzen suchen, dies wird immer nur ein Spiel sein, an kommt es doch nur auf die Kräfte. Nennen wir Frankreich unmoralisch, wenn es den Frankfurter Frieden „revidieren“ möchte? Und doch ist unser Besitz hier gerechter, als derjenige Polens in jenem Falle, wovon wir ausgingen; der unsrige im Elsaß ist gerechtfertigt als

Sühne von altem Raub und Unrecht, sowie durch Pflicht und Anspruch der Nationalität. Ob Macht vor Recht gehe, davon sprechen wir hier nicht; ein aufgenötigter Vertrag jedenfalls stellt zu allererst den hohen ethischen Begriff — oder Traum — eines absoluten Rechtes dar.

Aber in der That wies Schweden die Annäherung Brandenburgs in höhrender Weise ab. In zweimaligen Verhandlungen blieb es dabei, Friedrich Wilhelm sollte

Memel und Pillau hergeben, um Schwedens Bundesgenosse sein zu dürfen, und nach dem Siege irgendwie in Großpolen entschädigt werden. Ein wenig stärkte es des Kurfürsten Stellung, daß in den diplomatischen Verhandlungen, deren Hebel er fast in ganz Europa einsetzte, die Niederlande, durch ihre Handelsinteressen in der Ostsee genötigt gegen Schwedens Zollbegehrlichkeit auf der Hut zu sein, sich entgegenkommend finden ließen. Ein natürliches Bündnis war auch das für den nahen Verwandten der Oranier nicht. Denn 1650 war der Statthalter Wilhelm II. (Abb. 21), Friedrich Heinrichs Sohn, jung, nach nur dreijährigem Wirken gestorben und zur Zeit war die Kristshofratenpartei am Ruder. Inzwischen rüstete Friedrich Wilhelm mit allen Kräften und brachte sein Heer auf nahezu 20 000 Mann.

Diese führte er im Oktober 1655 nach Preußen zu dessen Schutz, und dann traf er den eigentümlichen Ausweg, als dortiger Herzog mit den nachbarlichen westpreussischen Landständen, also einem Bestandteil der polnischen Monarchie, ein Verteidigungsbündnis einzuleiten. Unter der Zeit hatte Karl Gustav in Polen Sieg auf Sieg errungen, jetzt zog er gegen die Westpreußen und den Kurfürsten heran. Das Bündnis dieser beiden, hastig zum Abschluß geführt, versagte völlig. Friedrich Wilhelm blieb nichts übrig als Krieg ohne jeden Beistand, oder Unterwerfung. So beugte er sich zu dem Verträge von Königsberg (17. Januar 1656): er trat auf Schwedens Seite, überließ diesem die Hälfte der preussischen Seezölle, nahm Preußen weiterhin von Schweden und zwar unter Bedingungen zu Lehn, die für seine landesherrliche Autorität eine gewisse Verbesserung, für seine Lehnspflicht eine weit schwerere Belastung bedeuteten. Doch verlor er Pillau und Memel wenigstens nicht ganz. Ferner ward ihm das ins Herzogtum Preußen hineinragende Bistum Ermland zugesagt, ebenfalls als schwedisches Lehn. Es waren Bedingungen, wie man sie Besiegten macht, die man nicht gänzlich vernichten kann. Man glaubte damals allgemein, auch der Friede mit Polen stehe nahe vor der Thür. So schien denn die Königsberger Abmachung die zukünftige Gestaltung der preussischen Verhältnisse schon festzu-

legen, und bedeutungslos schien zu sein, daß für Huldbindung und Vasalleneid noch die Frist eines Jahres gewährt war.

Da aber erhob sich Polen erst eigentlich zum Kriege. Hatte der Adel seinen König leicht im Stiche gelassen und sich in ganzweicherlicher Charakterlosigkeit an den glänzenden Sieger gedrängt, so trat jetzt gegen den Schweden der polnische Merkantilismus ins Feld. Von den Kanzeln und an den Wegen ward der Glaubenskrieg gepredigt, und wie einst zur Zeit der Kreuzprediger Urbans II., so strömte auch hier das Volk in hellen Massen dem heiligen Kampfe zu; mit Säbel, Dreiflügel und Kreuzfahne zog es aus, die Schweden aus dem Lande zu jagen. Gegenüber dem volkstümlichen Nationalkriege, wie er sich jetzt gestaltete, kam der im fremden, feindseligen Lande stehende Eroberer in Mitleid. Und nun zeigte sich den Polen auch die Bereitschaft auswärtiger Hilfe, die jesuitische Macht machte für ihre östliche Hochburg mobil. In Kleve sogar erhob sich die katholische Agitation. Polnische Raubscharen brachen in die Neumark und nach Hinterpommern ein.

Jetzt warb Schweden um Brandenburg und Johann Kasimir that das gleiche. Es war der fühnere Entschluß, daß Friedrich Wilhelm das katholisch fanatisierte Polen zurückwies, dem er sich nicht vertrauen mochte, gleichviel ob es unterlag oder siegte. Ein völliges Unterliegen mit Schweden zusammen warf ihn zurück in die Stellung des Markgrafen von Brandenburg; gegen Schweden war jetzt selbst ein Erliegen nicht mehr viel schlimmer als der Königsberger Vertrag. Jetzt war aller Beistand auf Polens Seite zu finden, Schwedens Sieg wenig wahrscheinlich, auch wenn er, der Kurfürst, mit allen Kräften dorthin übertrat. Dennoch wagte er es mit Schweden. In dieser Lage konnte er das Bündnis mit Schweden im Marienburg Vertrag vom 25. Juni 1656 in der Form erneuern, daß die Lehnsheer Schwedens zwar nicht aufgehoben, aber wenigstens ihre hinzugefügten Bedingungen wieder herabgesetzt und Zusagen auf großpolnische Landesteile gemacht wurden, zur Herstellung einer Territorialverbindung der Mark mit dem Herzogtum Preußen. Der Gedanke an Teilungen Polens, dieses



Herdes der osteuropäischen Unruhen, war schon damals kein Novum und hatte auf brandenburgischer Seite insbesondere Waldeck beschäftigt. Hier schien noch am ehesten ein positiver Gewinn möglich zu sein. Denn an das meerangrenzende polnische Westpreußen war wegen Schweden gar nicht zu denken, und das Bewußtsein mußte dem Kurfürsten auch jetzt bleiben, daß Schweden ihn aus reinem Dank und aus freien Stücken selbst im Herzogtume Preußen niemals ganz freigeben würde.

Eine mächtige polnische Armee stand in und bei Warschau, reguläre Truppen, geworbene Söldner, darunter mancher deutsche Reisläufer, polnischer Landsturm und die Reitergeschwader fremdartiger tatarischer Hilfsvölker. Karl Gustav stand in der Nähe, im festen Lager bei Nowodwor. Binnen Monatsfrist nach dem Marienburger Vertrage, am 27. Juli, stieß der Kurfürst mit seinem Heere zu ihm, und sofort am anderen Morgen brach man auf und schlug die große Warschauer Schlacht, die drei Tage dauerte. Am Vormittag des 30. war sie entschieden, die ganze, mehrmals so starke polnische Armee in Flucht und Rückzug aufgelöst.

Es war ein herrlicher Sieg deutscher Führung und Tapferkeit. Deutschen Blutes war der bewundernswerte Feldherr, König Karl Gustav, gutenteils deutsch waren auch seine Truppen. Die militärische Hauptleistung hatten unbestreitbar die Brandenburger ausgeführt, sie hatten am zweiten,



Abb. 21. Prinz Wilhelm II. von Oranien.  
Gemälde von Wilhelm van Gontorst. (Zu Seite 28.)

entscheidenden Schlachttag den sarmatischen Ansturm allein ausgehalten, während Karl Gustav das geniale Wagemut ausführte, mitten aus der Schlacht die Seinen vom rechten Flügel der Schlachtordnung hinter den Brandenburgern herum auf deren linke Flanke heranzuführen. In dieser Schlacht zeichnete sich auch der Generalmajor und Reiterführer Georg Derfflinger hervorragend aus, welcher, aus oberösterreichischer Bauernfamilie stammend (1606 geboren), aus schwedischen Diensten 1654 in kurbrandenburgische getreten war; hier legte er den Grund zu seiner großen militärischen und politischen Laufbahn. Die junge, größtenteils aus Landeskindern seiner Staaten bestehende Kriegsmacht Friedrich Wilhelms begann die historischen



Vorbeeren der schwedischen Lohnsoldateska zu verdunkeln. Die neuere deutsche Kriegsgeschichte, die Heerführung Friedrich Wilhelms, die europäischen Ruhmesdaten des brandenburgisch-preussischen Heeres beginnen mit der Warschauer Schlacht.

Und dann ein anderes. Brandenburg hatte als gleichberechtigter Bundesgenosse des Schweden die Polen geschlagen, hatte den deutschen Orden gerächt. Konnte es noch länger Vasall, polnischer oder schwedischer, für das deutsche Preußen sein?

Ein großer militärischer Erfolg und

Ruhm, aber keine politische Entscheidung war erfochten, die polnische Nation, die neuerdings den Krieg führte, war noch nicht erschöpft. Und jetzt verwirklichte sich die Hilfe Österreichs für das in den heimlichen Leitern der beiden Regierungen geistesverwandte Polen. Dagegen hatte der gemeinsame Sieg Schweden und Brandenburg keineswegs genähert, sondern nur noch militärische Eifersüchteleien hinzugefügt; schon mitten während der Schlacht waren von schwedischer Seite Befehle ausgegeben worden, um Brandenburg zu hindern, all-

zusehr zu siegen. Umso mehr begann der Kurfürst nachdrücklich eine Abänderung des Marienburger Vertrages zu fordern. Und als vollends Johann Kasimir wieder vordrang, in Westpreußen einrückte, in Danzig einzog, da bequeme sich Schweden, um Brandenburg nicht zu verlieren, zu dem Vertrage von Labiau (20. November 1656): zum Verzicht auf alle Lehnshehoheit und auf die Hälfte der Seezölle. Endlich war die Befreiung vom Vasallentum wenigstens nach dieser Seite hin erreicht. Endlich brauchte der Kurfürst wenigstens nicht noch dafür zu zahlen, daß er an Schwedens Seite war, ward Ostpreußen aus Schwedens gewalthätigen und habüchtigen Absichten gelöst. Gewonnen, gesichert war noch



Abb. 22. Fahne aus der Zeit des Kurfürsten.

nichts. Die ausgemachte Vergrößerung um vier großpolnische Wojwodschaften gab Friedrich Wilhelm durch den neuen Vertrag in der Form auf, daß dieser Verzicht die späteren Friedensverhandlungen mit Polen erleichtern sollte. Sie hätte ihm, wie gesagt, die erwünschte Territorialverbindung von der Mark nach Ostpreußen gebracht, sein Herz hatte nicht daran gehangen. Auch jetzt noch zeigte sich die schwedische Politik durchaus nicht rückhaltlos: Friedrich Wilhelms Recht, auf der Ostsee Kriegsschiffe zu halten, sollte von Schwedens Genehmigung abhängen. Karl Gustav fuhr fort, auf Westpreußen zu zielen, und wollte Memel und Pillau, wenngleich er sie fahren lassen mußte, zur Unschädlichkeit verdammen. Wahrlich, die Erfolge dieses Krieges für Brandenburg sind keine leicht ertasteten gewesen.

Noch einmal — 1657 — trug Karl Gustav den Krieg in das Innere, ja in den Südens Polens, gegen Krakau, gelockt durch ein Bündnis des erwerbslustigen Georg II. Rakoczj von Siebenbürgen und unterstützt durch brandenburgische Truppen, die ins Posenische einrückten. Aber das Unternehmen Karl Gustavs kam durch Polen und Oesterreich zu völligem Mißlingen. Und dadurch erhielt Walbeds Ansehen einen nicht wieder zu verwindenden Stoß. Krieger und Staatsmann zugleich hatte er bei Warschau die brandenburgische Reiterei befehligt und reichen Anteil am Verdienst erworben; dann aber war er es gewesen, der, während der Vertrag von Labiau nur zum Zusammenwirken in den polnischen Ostseeregenden verpflichtete, eine Beteiligung zur Dedung des oberpolnischen Feldzugs durchgejetzt und persönlich bei



Abb. 23. Mikiel Andriaszoon de Ruiter. Stich von A. Moetling. (Zu S. 34.)

diesem Hilfskorps kommandiert hatte. Alle Gegnerschaft, woran es ihm im Räte des Kurfürsten nie gefehlt hatte, erlangte jetzt Oberwasser gegen ihn und gegen die anti-österreichische Tendenz des brandenburgisch-schwedischen Bündnisses.

Schweden stand in schweriger Krisis, und alle seine Feinde bekamen Zuversicht, König Friedrich III. von Dänemark erspähte den Augenblick, gegen den alten Rivalen loszubrechen. Da beschloß Karl Gustav, die festländischen Dinge sich selbst zu überlassen und sich auf Dänemark allein zu werfen. Er hielt dessen Befiegung für eine rasch zu erledigende Episode, dann wollte er wieder alle Kraft gegen Polen und Oesterreich wenden. In der That war in wenigen Wochen alles beendet: im Winter 1657/58 machte er mit den recht zusammengeschnitzten Truppen seinen berühmten Zug durch Schleswig-Holstein und Jütland, wo er die Dänen zu Paaren trieb, und über das Eis der Belte nach Fünen und Seeland; der Friede von Rot-



Abb. 24. Hülzkappe des Kurfürsten.  
(Unter dem Eisenhut getragen.)

schild (Roestilde) vom 26. Februar trug ihm den seit Jahrhunderten von Dänemark festgehaltenen Süden der schwedischen Halbinsel ein, Schonen, Halland und Blekinge nebst Bornholm, dazu von Norwegen Bohuslän und das Stift Drontheim.

Nun wäre er wieder für Polen frei gewesen. Aber dort mochte ihn die Übermacht, die ihn zuletzt niedergedrückt hatte, auch ferner schrecken. Vieber wollte er Dänemark noch mehr abzwängen, landete unerwartet auf Seeland, eroberte das Hamlettschloß, die feste Kronenborg von Helsingör und wollte Kopenhagen überrumpeln (August 1658). Das aber mißlang, und nun lag der Sturmhelm des Sieges in einer langwierigen Belagerung fest.

Wir kehren zu Friedrich Wilhelm und dessen inzwischen getroffenen Entscheidungen zurück. Er wollte Frieden haben, wünschte mit Polen ein völkerrechtliches Vertragsverhältnis herbeizuführen, das ihm auch von dieser Seite die Souveränität in Preußen zugestand. Schweden war ihm niemals ein Freund auf Treu und Glauben gewesen, aber er verhehlte diesem seine Kriegsmüdigkeit so wenig, als er den Polen verhehlte, daß er auf keinen Fall in die Lehnsstellung zurücktreten werde. Karl Gustav seinerseits hatte ihn allein gelassen, ja preisgegeben, er war im Begriff nur noch seinen Vorteil gegen Dänemark zu verfolgen. So mochte auch Friedrich Wilhelm nur dem seinigen folgen.

In dieser Lage bedurfte Österreich, Polens schützender Bundesgenosse, wieder einmal Brandenburgs. Kaiser Ferdinand III. war am 2. April 1657 gestorben, im Reich war Interregnum, Ferdinands Sohn Leopold (Abb. 20) lediglich Herr der Erblande. Ver-

half ihm Friedrich Wilhelm zur Kaiserwahl, so war damit Baldecks großer Plan eines nichtthabsburgischen Kaisers beiseite gestellt, war der Bruch mit dem das Gleiche anstrebenden Frankreich entschieden und auch auf diesem Wege der Bruch mit Frankreichs Schützling Schweden. Dafür war Österreich in der Lage, die preußische Souveränität zu bieten. Der persönlich und staatsmännisch bedeutende österreichische Gesandte, Franz von Lisola, war es, dem Polen die lebhaftere österreichische Hilfe zu verdanken hatte, er hielt alle diese Fäden in der Hand, und zu seinem Programm gehörte das Zusammengehen mit Brandenburg. Seit dem Juni 1657 besaß er heimliche Vollmacht von Polen, wenn gar kein sonstiger Ausweg bleiben würde, Brandenburg die Befreiung von der Lehnsobhut zuzugestehen. Nach hartem diplomatischen Ringen, in das die Gegenbemühungen Frankreichs und Schwedens eingriffen, gab Lisola im August sein Geheimnis dem Kurfürsten preis. Gerade wollte, in zwölfter Stunde, Polen die Vollmacht zurücknehmen: da nahm es Lisola auf sich, nicht völlig der Sachlage entsprechend, zurückzumelden, es sei zu spät. Nun entschied sich alles leicht, am 19. September 1657 ward der Vertrag von Wehlau geschlossen und am 6. November desselben Jahres zu Bromberg, wo Friedrich Wilhelm mit Johann Kasimir und dessen staatskluger Gemahlin zusammentam, ratifiziert: der Kurfürst erhielt durch Zugeständnis des bisherigen Lehns Herrn das Herzogtum Preußen zu vollsouveränem Besitz, jure supremi domini cum summa atque absoluta potestate. Erm-land gab er wieder auf, ebenso alle Ab-



Abb. 25.  
Eisenhut des Kurfürsten.

sichten auf Großpolen, dagegen gestand ihm Johann Kasimir die Ämter Bütow und Lauenburg in Hinterpommern jetzt zu, die Polen 1637 als durch das Aussterben der Kurfürsten erfolgt. Und ferner war es die Folge oder vielmehr Voraussetzung des Geschehenen, daß Friedrich Wilhelm auch militärisch auf die Seite Österreichs und

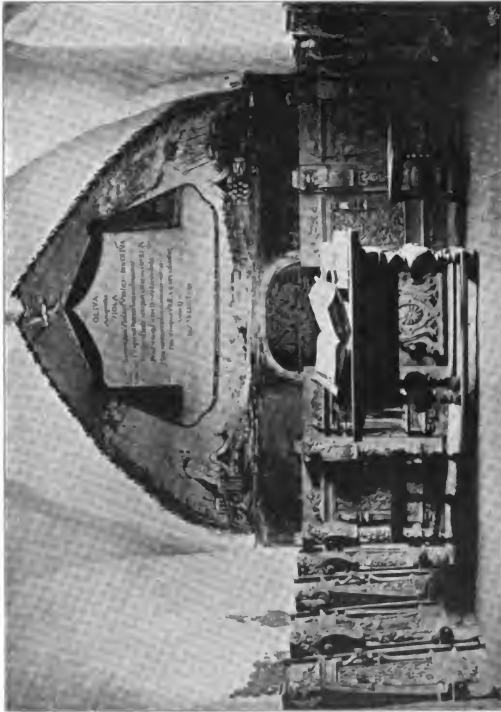


Abb. 26. Der Friedenssaal zu Oliva. (Su Schrift 35.)

pommerschen Herzöge erledigte Lehen eingezogen hatte, ferner noch Elbing als durch 400 000 Thaler auslösbaren Pfandbesitz.

Inzwischen war am 18. Juli Leopolds I. Kaiserwahl mit Einstimmigkeit der Herzöge, Der Große Kurfürst.

Polens trat; am 9. Februar 1658 ward dieser Bündnisvertrag ausgesetzt. Brandenburg und Schweden waren endgültig getrennt, Gegner geworden. Im Mai darauf schied Waldeck gänzlich aus dem



Abb. 27. Riebeck zur Zeit des Kurfürsten. (Zu Seite 37.)

brandenburgischen Dienst. Seine Politik hatte nicht unter allen Umständen die Friedrich Wilhelms bleiben können und war neuerdings von dieser abgelehnt worden. Aber Richtlinien genug und Kühne, wogende Energie hatte er ihr gegeben, diese und sein Verdienst überhaupt konnten nicht wieder verloren gehen. Er trat in verschiedene protestantische Dienste, 1672 wurde er Feldmarschall der Niederlande und Berater Wilhelms III. von Oranien, des posthumen Sohnes des 1650 gestorbenen Statthalters Wilhelms II. In letzterer Stellung sollten sich die Anschauungen dieses hochbedeutenden Staatsmannes des siebzehnten Jahrhunderts doch noch wieder mit denen Friedrich Wilhelms in späteren Tagen zusammenfinden. Durch Walbeds Ausscheiden rückte der treffliche, aus altem pommerschen Hause stammende Otto von Schwerin (1616—1679) zum ersten Beamten Friedrich Wilhelms und Oberpräsidenten des Geheimen Rates auf. Er war dem kurfürstlichen Paare zuerst als Oberhofmeister Luise Henriettens und als Erzieher der Prinzen zum hochgeschätzten Vertrauensmanne geworden.

So trat nun, während Karl Gustav vor Kopenhagen lag, die neue, durch Lisola vermittelte Kombination in Thätigkeit. Mit österreichischen und polnischen Hilfstruppen führte Friedrich Wilhelm seine Armee im September nach Schleswig-Holstein, jagte die Schweden aus den Stellungen von Düppel und erzwang den Übergang nach Alsen. Wie demütigend mußte er empfinden, daß nicht auch eine deutsche Flotte eingreifen konnte! Wohl hatten die meerbeherrschenden Niederlande unter van Wassenaer eine starke Flotte gesandt, indessen nur aus Besorgnis, der Sund und seine Röhle könnten gänzlich in Schwedens Hände

fallen; eine neue Flotte unter de Ruyter (Abb. 23) folgte, so daß die Generalstaaten siebenzig Schiffe mit 17 000 Soldaten und Matrosen in der Dtsche hatten. Zu helfen, daß Dänemark und gar das seelüsterne Brandenburg Kühne Hoffnungen faßten und Erfolg gewannen, war nicht der Zweck; die Flotte war, nach den Instruktionen, die die tapferen Kommandanten erhielten, für niederländische und für keine Zwecke von Verbündeten da.

Es wird in anderem Zusammenhange noch wieder zu erwähnen sein, daß damals der Gedanke, er müsse ein deutscher Reichs-admiral werden, an den Kurfürsten gebracht worden ist, zur gleichen Zeit also, da er mit seinen und den österreichischen Truppen an den jütischen Küsten festgebant blieb. Nicht einmal einem privaten Rietsvertrage über 54 Transportschiffe, den er Anfang 1659 in den Niederlanden abschloß, ließen die Hochmögenden die Ausführung zu. Er sollte von jeglicher Navigation, auch in der harmlosen Form eines Truppenüberganges, abgeschnitten bleiben.

Friedrich Wilhelm nahm noch die Feste Fredericia ein, dann eilte er, von diesem Kriegsschauplatz der Ruhlosigkeit hinweg, mit einem Teil der Truppen nach Schwedisch-Pommern, wohin ferner eine vertragsmäßige österreichische Verstärkung aus Schlessien marschierte. Bald war er, bis auf die großen Plätze, Herr im Lande. Nun plötzlich, da er aus eigener Kraft so feste Stellung an der Dtsche nahm, lag den Niederländern daran, die Brandenburger doch nach Fünen zu bringen und dort zu beschäftigen. Michiel de Ruyter nahm Truppen der Verbündeten an Bord und setzte sie über; am 24. November schlugen sie mit Dänen und Holländern zusammen die Schweden bei Nyborg. Bei derart fort-

geleiteten Erfolgen ward es den übrigen Mächten dringlicher als je, Frieden werden zu lassen, den verbündeten Dänen und Brandenburgern Einhalt zu thun.

Kurz vorher war Frankreich durch den Pyrenäenfrieden mit Spanien (7. November 1659) endlich frei geworden und konnte sich nun ganz ungehindert seinem abhängigen Bundesgenossen widmen: Schweden, dessen Verhältnis zu der zahlungsfähigen Monarchie noch mehr auf laufenden Subsidien, als auf der gemeinsamen Feindschaft gegen Österreich beruhte. Frankreich seinerseits fühlte sich gegenüber dem Reiche und allen auf die Befreiung der Reichsterritorien zielenden deutschen Bestrebungen mit Schweden solidarisch. Jede Zurückdrängung Schwedens in seinen deutschen Besitzungen und seiner Reichslandschaft war ein Präzedenzfall gegenüber Frankreich und konnte möglicherweise ein Sichbefinden des Reiches auf sein Hausrecht im Elsaß, oder wo sonst im Westen Frankreich sich eingenistet hatte, erwecken. Andererseits suchte Österreich derzeit ein gutes Verhältnis zu Frankreich. Beim Pyrenäischen Frieden fühlte es sich, bei seinem engen Verhältnis zu Spanien, gewissermaßen als den Dritten im versöhnten Bunde, und nach langverzagerten Friedensschlüssen keimen oftmals, aus psychologischen Ursachen, die zarten Regungen eines Zueinanderverlangens nach der langen Entbehrung. Die Niederlande, Frankreich, Österreich waren einig darin, Frieden für Schweden zu wünschen.

Gepflogenheit des siebzehnten Jahrhunderts und seiner halb naiven, halb machiavelistischen Politik ist es überhaupt, daß ungefähr von demselben Moment an, wo die ersten Ereignisse im Felde geschehen, jeweils schon von allen Seiten über den Frieden verhandelt wird. Längst waren daher, während überall noch lustig getämpft wurde, die verschiedenen Vermittlungen im Wert gewesen und verhandelten Friedensgesandte untereinander. Neuerdings tagten solche in dem Cisterzienserkloster Oliva bei Danzig, sowie in Kopenhagen. Anfang 1660 starb Karl Gustav und hinterließ nur einen fünfjährigen Sohn. So wurde Schweden, bei der Verantwortung der Vormundschaftsregierung, noch friedensbedürftiger und die Stimme der Vermittler gern gehört. Von vornherein hatte Frankreich, unter dem Beifall der übrigen, den status quo in Pommern zur unumgänglichen Forderung gemacht. Schweden büßte überhaupt nur Bornholm und Trontheim an Dänemark wieder ein. Sonst blieb im Vertrage von Oliva (3. Mai 1660) nicht nur der Roeschilder, sondern auch der Westfälische Friede aufrecht, der Schweden zum Herrn von Bremen, Verden, Bismar und Vorpommern gemacht hatte. Brandenburg hatte das Nachsehen, und Polen mußte dem geschlagenen Gegner noch bedeutende Abtretungen in den baltischen Provinzen geben.

Natürlich stand Brandenburgs preussische Souveränität außer Frage, da zu



Abb. 28 u. 29. Denkmünze auf die Souveränität in Preußen. (Zu Seite 36.)



Oliva ja nicht zwischen Brandenburg und Polen Frieden geschlossen wurde. Sie wurde lediglich, auch von Schweden, nochmals anerkannt. Dasjenige, was Friedrich Wilhelm in erster Linie und was er unbedingt gewollt hatte, behielt er also doch. Er hatte in der Situation von 1655 viel auf's Spiel gesetzt, er hätte nach den letzten Kriegsjahren mehr zu gewinnen Anspruch gehabt; immerhin war er vorangekommen. Durch die polnische Sechsa und die schwedische Charzobdis hindurch war glücklich die Souveränität in Preußen heimgebracht worden, durch Ausnützung aller Mittel, welche der Diplomatie dieser Zeit zu eigen waren und als ihre feinste Kunst betrachtet wurden. Der Krieg von 1655—60 war Friedrich Wilhelms Probestück, daß auch er die Technik beherrschte und den Übrigen in ihrer Handhabung gewachsen sei. Aber zugleich: daß er sie doch nicht bloß geschickt, sondern noch mehr mutig und kühn zu handhaben wisse. Inmitten dieses zeitlichen Treibens, wo die Bündnisse sprunghaft sich fügen und sich lösen, die Gruppierung der Parteien hin- und herflutet, wo man gegen den Widerfacher des Moments zu Felde liegt und durch seine Diplomaten bereits mit ihm verhandelt, hatte Friedrich Wilhelm, bei sehr schwieriger Lage, sich durchgebracht, ohne von den Parteien der Schwäche noch der Unzuverlässigkeit geziehen werden zu können. Es gab niemanden in Europa, dessen Politik eine höhere Achtung verdiente als die seine.

Run ist er europäischer Souverän! Abgefallen von dem mächtigsten Kurfürsten des deutschen Reiches sind die Fesseln der Vasallität gegen eine kläglich herabgewürdigte fremde Monarchie, und er besitzet jetzt ein Land, für das er niemandem, auch Reich und Kaiser nicht, verantwortlich ist. Diese freie europäische Souveränität in Preußen, sie ist doch die wahre Basis der Stellung, die er fortan einnimmt, und mit vollem Rechte gibt sie dem Königreiche, das durch Friedrich Wilhelms Sohn auf ihr errichtet wurde und von da seinen Siegeslauf fortsetzte, den weltgeschichtlichen Namen.

Es war immerhin ein Großes, was erreicht war. Aber es lag auch eine Lehre herein und in dem Frieden von 1660: daß Europa doch sehr widerstrebend und zögernd dem jungen brandenburgisch-preussischen Staate seine Erfolge zuzumessen geneigt sei und jeweils höchstens nur einen Schritt vorwärts. Auch hier hieß es, wer hat, dem wird gegeben; dieses Recht der *beati possidentes* billigte man den Niederlanden zu und, wie der Friede erwies, auch immer noch Schweden. Was Friedrich Wilhelm sich als Lehre zu nehmen hatte, das war, seine Ziele beschränken zu müssen. Noch im letzten Kriege hatte er Österreich den raschen Vorschlag gemacht, gemeinschaftlich Polen militärisch zu retten und es mit Österreich dynastisch zu verbinden, Brandenburg aber eine Kompen-



Abb. 30 u. 31. Tentmünze auf die Ausbildung zu Königsberg.  
(zu Seite 38.)



Abb. 32. Exekution zu Königsberg, 1663. Stich von Gottfried Bartich nach Veret. (Zu Seite 38.)

sation in Westpreußen zu geben. Derlei feste Flüge that seine Politik nicht mehr. Von hier an wird Friedrich Wilhelm der besonnenere, ja der besonnenste Fürst im Reiche, der Politiker der Mäßigung, des sorgsamsten Abwägens der Kräfte und Wirkungen, der Einfachheit im Ziel. Erst jetzt erscheint seine staatsmännische Persönlichkeit ausgereift und fertig in Klarheit, Selbstbeschränkung, Ernst und Thatkraft.

### Landesregierung. Welt Handelspläne.

Alles bisher Unternommene und Erreichte beruhte auf dem Heere, welches Friedrich Wilhelm sich herangebildet hatte. Dieses wiederum ermöglichte ihm der Reichstagsabschied von 1654, der den Grundsatz aussprach, daß die Landesassen, Unterthanen und Bürger in jedem Reichsterritorium verpflichtet seien, die Geldmittel für die Festungen und den zur Besatzung nötigen

miles perpetuus zu gewähren, also die unbehinderte Militärhoheit der Landesherren anerkannte, ohne daß Maximalgrenzen gezogen wurden. Für Friedrich Wilhelm war diese Feststellung von unschätzbarem Wert, denn sowohl am Rhein wie in der Kurmark hatte er schwer mit den Ständen zu kämpfen. In Kleve (Abb. 27) kam es zum Konflikt, als er die Lasten, die zu vier Fünftel von den Bauern, zu einem von den Städten getragen wurden, während Adel und Klerus abgabefrei waren, gerechter verteilen wollte und die Landesprivilegien, durch welche die Stände fast souverän waren, teilweise außer Wirkung setzte. Aber die feste Entschlossenheit und gerechte Absicht seines Vorgehens entwaffnete schließlich die Opposition, machte eine Neuregelung der landesherrlichen Stellung möglich und stellte 1661 das Einvernehmen her. Den brandenburgischen Ständen hatte er noch 1653, um auf sechs Jahre die nötigen



Bewilligungen für sein Heer zu erlangen, eine erweiterte Grundabhängigkeit der Bauern zugehen müssen. Politisches und soziales Denken lagen keineswegs geschieden auseinander, aber das privilegierte Ständewesen vermochte noch immer wieder die beiden natürlichsten Verbündeten, Monarchie und untere Bevölkerung, voneinander zu trennen.

Aber den heftigsten ständischen Widerstand sollte dem Kurfürsten das außerhalb des Reiches stehende Preußen bereiten. Die dortige Souveränität mußte zuguterletzt dem Lande selbst abgerungen werden. Die Stände hatten schon während deren politischer Herbeiführung Widerstand und Beschwerde erhoben. Denn sie hatten infolge dieser Wendung klipp und klar nur einen Herrn, hatten die Möglichkeit verloren, gegen ihn eine Oberinstanz, die im Grunde nur eine fiktive, aber eben darum so bequem war, anzurufen. Und im Gefolge der wachsenden Lust, das Geschehene in Frage zu stellen, erwachte nun auch der ganze verbitterte und haßerfüllte Gegensatz der lutherischen Kirche, die in Preußen ausschließlich herrschte, gegen das reformierte Bekenntnis, welchem Friedrich Wilhelm angehörte. Die preußischen Stände erklärten, ihr polnischer König hätte sie gar nicht ungefragt wegdenken dürfen wie Aepfel und Birnen, es sei zu Unrecht geschehen; lieber polnisch als brandenburgisch! Die Landtage von 1661—63 nahmen den heftigsten Verlauf, und die mit Warschau angeknüpften Verbindungen näherten sich immer mehr dem Hochverrat.

Führer der Stände war für den städtischen Bestandteil der Königsberger Schöpffenmeister Hieronymus Rhode, „ein frecher und kluger Mensch“, wie ihn der Kurfürst charakterisiert, ein Fanatiker in seinem felsenfesten Gefühl, Recht zu haben gegen die Gewalt, und mit dem zweideutigen Warschauer Hof in Verbindung durch seinen Bruder, einen Renegaten, der dort als Jesuit thätig war. Führer des Adels waren die beiden von Kaldstein, Vater und Sohn, keineswegs makellose und in Rhodes Art ehrliche Persönlichkeiten, nach unten tyrannisch und eigenmächtig, nach oben respektlos, „rechte Vertreter des ins Polnische verwilderten, rohen und unbotmäßigen preußischen Junkertums“.

Nach fruchtlosen Versuchen, mit den Ständen durch den Statthalter Fürsten Radziwill und durch den entsandten Minister Otto von Schwerin übereinzukommen, erschien der Kurfürst im Herbst 1662 selber im Lande. Mit 2000 Mann Truppen, wie zur Exekution. Aber, wie immer, wirkte schon das Symptom ruhiger Entschlossenheit. Die Verhaftung Rhodes, welche die Stadt Königsberg vor kurzem gewaltsam gehindert hatte, vollzog sich ohne jeden Zwischenfall; mit aller Ergebenheit einer treuen Hauptstadt legte sich Königsberg, das von einer eximierten, republikanischen Freiheit in der Art Danzigs geträumt hatte, zu den Füßen seines Herrn, und die schönen Begrüßungsgebilde sind uns getreulich aufbewahrt. Der harte Kampf mit der erbitterten ständisch-lutherischen Opposition dauerte nichtsdestoweniger noch Monate fort und mußte gleichzeitig, verhütender Weise, diplomatisch zu Warschau geführt werden. Schließlich aber kam es zu einem Landtagsabschied vom 1. Mai 1663, der den prinzipiellen Sieg des Fürsten enthielt. Einrichtung mehrerer reformierter Pfarreien, Befegung verschiedener Verwaltungs- und Richterstellen mit Reformierten wurden ihm zugestanden, also die Zulassung nicht landesbürtiger Beamten, was somit die Andahnung einheitsstaatlicher Maßregeln möglich machte. Ferner regelte der Abschied verschiedene Organisationen und betonte überall die landesherrliche Autorität nebst Militärhoheit. Am 18. Oktober 1663 huldigten die Stände zu Königsberg ihrem souveränen Herrn, der sie in diesen Kämpfen oft genug als „böse Leute“ bezeichnet und sich nach Hause in die Mark jurid genüßlich hatte. Es war nicht unwichtig, daß anwesende polnische Gesandte nochmals die Zustimmung ihres Königs feierlich bekundeten (Abb. 28—32).

Der jüngere Kaldstein war nach Polen gegangen und hegte von da, kehrte aber nach seines Vaters Tode (1667) zurück. Bald danach von seinen eigenen Geschwistern scheinlicher Sittlichkeitsverbrechen angeklagt, ward er zugleich wegen Hochverrat verhaftet, zu lebenslänglicher Haft verurteilt, jedoch zu Arrest auf seinem Gute Knanten begnadigt. Er brach diesen Arrest und begann aufs Neue, abermals von Warschau aus, ein renommistisches Frei-



Abb. 33. Berlin und Cöln. Kupferstich von P. Schut. (Zu Seite 41.)

ben, das bedenklich ward, weil gleichzeitig, seit 1670, die offiziellen polnisch-brandenburgischen Beziehungen sich wenig freundlich gestalteten. Vergeblich forderte der Kurfürst von dem neuen König Michael die Auslieferung des Strafbrechers und Verschwörers. Da schlug dem Kurfürsten sein Warschauer Gesandter Eusebius von Brandt vor, Kalkstein mit Gewalt nach Preußen zu schaffen. „Und wäre mein unterthänigster Vorschlag, daß man denselben heimlich bei den Kopf nehmen und des Nachts davon führen ließe.“ Zwei polnische Offiziere wollten dazu helfen. „Ich zweifle nicht, Ew. Churfürstl. Durchlaucht würden hiermit gnädigst zufrieden sein und es gegen obgemeldete Offiziere in sonderbaren Gnaden anerkennen. Wo Gott Glück gibt, werden Ew. Churfürstl. Durchlaucht in kurzem von diesem losen Vogel lustige Zeitung hören.“ Friedrich Wilhelm antwortete, Brandt solle abermals auf die Auslieferung drängen. „Sollte aber über Verhoffen nichts darauf erfolgen, so befehlen wir Dir hiemit in Gnaden, daß Du mit

den beiden vorgeschlagenen Personen, als dem Oberst Lachy und dem Capitain Meglin bestermåßen handelst und dieselbe versicherst, daß, wenn sie den Kalkstein heimlich beim Kopfe nehmen und in unsere Gewahrsame liefern könnten, wir solches dermaßen um sie mit würdlicher Bezeigung erkennen wollten, daß sie darob vergnügt sein würden.“ Solchermaßen geschah es denn auch. Kalkstein wurde in v. Brandts Haus gelodt, gefesselt, in Federn gerollt und unter Mitwirkung preußischer Dragoner nach Preußen geschafft. In Memel wurde er wegen Hochverrats gerichtet, gegen Landesrecht gefoltert und nach Spruch und Urteil am 8. November 1672 enthauptet.

Nur ein Völkerrechtsbruch hatte dies ermöglicht, den man, wenn man will, der Wegführung Enghtiens von badischem Gebiet formell an die Seite stellen kann. Und die That stürzte den Kurfürsten in eine peinliche Reihe von unaufrichtigen Erklärungen an Polen. Aber nur einsältig ist es, wenn die Heiligensuche der Demokratie auch aus dem üblen ostpreußischen Junker gelegent-



Abb. 34. Das Berliner Schloß vor dem Umbau durch Schlotter, von der Langer Brücke aus gesehen. Aus dem Hohenjöllern-Jahrbuch. (Zu Seite 42.)

lich einen Märtyrer des Volksrechts gegen Fürstenwillkür hat machen wollen. Er ist hart gestraft worden, aber eine tragisch-dramatische Persönlichkeit ist doch nur Rhode, der, zu lebenslänglicher Festungshaft verurteilt, ungebeugt in der Vorstellung seines Rechts geblieben ist und jedes Wort, womit er die beabsichtigte Begnadigung hätte herbeiführen können, bis an seinen Tod (1678) verschmäht hat.

Der Sieg über die preußischen Stände war, wie gesagt, ein Schritt zur Staatseinheit hin. Sie zu vollenden ist Friedrich Wilhelm nicht beschieden gewesen, auf diesem Gebiete bleibt er, wie überhaupt als Organisator und Verwalter, nur der Vorläufer König Friedrich Wilhelms I. Aber sehr wesentliche Errungenschaften in dieser Richtung waren immerhin die Aufrechterhaltung der einheitlichen Militärhoheit, in enger Verbindung damit die Andahnung einheitlicher Finanzwirtschaft und die möglichste Hebung des Geheimen Staatsrates in seiner Eigenschaft als Zentralbehörde. Friedrich Wilhelm hat den Grund gelegt zu einem nicht mehr märkisch oder flevisch oder

preußisch denkenden, sondern auf das Ganze gerichteten Beamtenstand, und durch dessen Tüchtigkeit und Treue sind die Wege geebnet worden für den künftigen wohlwollenden Absolutismus, dem auch hier dieselben Aufgaben vorbehalten waren, welche zu lösen er überall in der Geschichte berufen und periodisch unentbehrlich gewesen ist: Herstellung der geschlossenen, zentralisierten Monarchie und Überwindung des altständischen Privilegienwesens nebst der Feudalität.

Seit 1530 hatten die kurbrandenburgischen Stände die Landeseinkünfte in eigener Verwaltung und hatten sie aufs gröblichste heruntergewirtschaftet. An die Verschuldung der drei ständischen Hauptklassen knüpfte der Kurfürst an, richtete eine staatliche Kontrolle und Leitung der Schuldentilgung ein, und indem er schließlich den Rest der Schulden auf den Staat übernahm, konnte er die Kontrolle in eine Finanzbehörde des Staates umwandeln. Ferner ging er daran, das landesherrliche Einkommenwesen anstatt auf die alten Schoßabgaben und Kontributionen mög-

lichst auf indirekte (Verbrauchs-)Steuern zu begründen, nach der fortgeschrittensten Theorie damaliger Finanzwissenschaft, die er in den Niederlanden als Praxi kennen gelernt hatte. In Preußen wurde die Accise 1655 eingeführt. In der Mark fallen die Abnahme dieser Steuer und die Kämpfe darum in die sechziger Jahre. 1667 kam es zum Kompromiß, damals wurde die Verbrauchssteuer (Accise) für die Städte eingeführt, während das platte Land noch beim Hufenschuß und den verwilligten Kontributionen blieb, die sich jedoch im Lauf der Zeit ebenfalls dem Wesen einer einheitlichen und ständigen Steuer entgegenbildeten. Rasch empfanden die Städte die Wohlthat des neuen Verfahrens, welches zwar an mannigfachen Stellen des täglichen Daseins und Erwerbslebens, aber nirgends empfindlich anfaßte und recht eigentlich das für ein geldarmes Volk geeignete war. Sie blühten auf, sahen lebhaften Zuzug von außen und traten infolgedessen fast alle in eine neue Periode ihrer baulichen Ercheinung.

Berlin-Kölln (Abb. 33—40) hatte zur Zeit der Kontributionen mit harter Not höch-

stens 4000—5000 Thaler monatlich getragen. Bis Ende des Jahrhunderts machte der monatliche Ertrag der Accise 24 000 Thaler aus, was freilich mit wesentlichem Anteil den neuen, noch zu erwähnenden Schöpfungen des Kurfürsten verdankt wurde. Im Jahre 1638 war die Stadt neu besetzt worden. Ihr Aussehen im Innern war zu Zeiten der beginnenden Regierung Friedrich Wilhelms ganz dasjenige der durchschnittlichen niederdeutschen Landstädte. Durch den Dreißigjährigen Krieg hatte die Stadt sehr gelitten, von den 835 Häusern Berlins waren i. J. 1645 nur 620 bewohnt, in Kölln gegen 400. Die Straßen waren nur zum kleinsten Theile primitiv gepflastert, die langen Hebel- und Schwengel der Ziehbrunnen ragten wie in den Dörfern empor. An vielen gutbürgerlichen Häusern klebte noch der angebaute Kloben, wo nach Väterseite die Augenweide des Hauses, das Mastschwein, dem verhängnisvollen „Schlachtmont“ sich entgegenrundete, aber auch auf den Straßen und vor den Hausthüren schweifte das Hausgatter und sah es nach einem Tadelwort des Kurfürsten zuweilen recht „säuisch“ aus. Friedrich Wilhelm hat begonnen, aus



Abb. 35. Ein Teil des Schlosses zu Kölln-Berlin aus kurfürstlicher Zeit.  
(S. Seite 42.)

Berlin auch in der äußeren Erscheinung eine Residenz zu machen und hat den ersten frühen Anstoß gegeben, wenn Großberlin, ich will nicht sagen an architektonischem und künstlerischem Feingeschmack, wohl aber an Sauberkeit, Ordnung und bequemer, splendider Bauart, an äußerlicher, etwas nüchterner, aber dafür desto allgemeinerer Eleganz, kurzum an leicht verständener Schönheit eine der ersten, an Sauberkeit und Ordnung wohl die erste Stadt der Welt geworden ist. Gassenordnungen wurden erlassen, Pflasterung und Beleuchtung geregelt, das Schloß wurde ausgebessert

Hanff und den holländischen Architekten J. G. Memhard, den Fortifikationskünstler von Berlin, der Lustgarten beim Schlosse angelegt, mit plastischen Figuren und Gruppen geziert, durch herrliche Blumenbeete und durch Gewächshäuser mit exotischen Pflanzen zu einem wunderbar und bei der damaligen Erweiterung der merkantilen und kolonialen Interessen auch viel studierten Schaustück gemacht, welchem die meisten deutschen Fürstenresidenzen bis an die Periode der Nachahmung französischen Gartenbaus nichts ähnliches an die Seite zu setzen hatten. Allmählich verschwanden die vom



Abb. 36. Aus J. Stridbeds Etzgenbuch.

Verlag von Krieger & Rotherbart, Berlin. „Berlin anno 1690. 30 Ansichten aus J. Stridbeds Etzgenbuch. VII. 25.—.“  
(Zu Seite 42.)

und zum Teil renoviert, wessen es sehr bedürftig war, wenn auch für einen Umbau noch das Geld fehlte. Später hat der Kurfürst es verschönern und 1681—85 durch den Niederländer M. M. Schmidts und dessen Schüler A. Nering den monumentalen Alabasterjaal ausführen lassen, welchen seit 1728 der weiße Saal als Mittelpunkt großer Ceremonien verdrängt hat. Schmidts hat auch Brücken, den oberen Teil des Mariensturms, den kurfürstlichen Stall in der Breiten Straße und vielerlei Privatgebäude geschaffen und beim schwedischen Kriege in Pommern die Pionierarbeiten geleitet. Am heimatischen holländischen Gartenstil der Kurfürstin wurde durch den Kunstgärtner Mich.

dreißigjährigen Kriege her öde liegenden Baupläze zwischen den inneren Straßen und eine stattliche Erweiterung begann; die Spandauer Vorstadt, die ersten Bauten auf dem 1658 ausgetrockneten Buschlandsumpf des Friedrichswerder, nahe beim Schloß, entstanden. Die ersten monumentalen Privatbauten begannen sich zu erheben, so der Palast Derfflingers, der 1670 Generalfeldmarschall wurde. Die Stadtbefestigung wurde umgestaltet und weiterhin durch eine äußere Verteidigungslinie ergänzt. In Potsdam, das erst durch Friedrich Wilhelm zum stattlicheren Orte wurde, ließ dieser durch den Piemontesen Philipp von Chiese seit 1667 das nachmals sogenannte Stadtschloß er-



Abb. 37. Aus J. Stridbeds Etizzenbuch. (Zu Seite 42.)

bauen, dessen Marmorfaal trotz der Knobelsdorffschen Veränderungen unter Friedrich dem Großen charakteristisch für den kurfürstlichen Urheber bleibt; in diesem prächtigen Repräsentationsraume ließ er mächtige allegorische Gemälde (Abb. 41—44) anbringen

und die Statuen der oranischen Verwandten aufstellen. Das Schloß zu Köpenick erbaute der Niederländer Rütger von Langewald, sein Landsmann Cornelis Rydwaert das Hauptgebäude des Schlosses zu Schwedt und Befestigungen zu Küstrin.



Abb. 38. Aus J. Stridbeds Etizzenbuch. (Zu Seite 42.)



In bürgerlichen und privatwirtschaftlichen Dingen ging die kurfürstliche Familie vorbildlich voran. Der Haushalt des Hofes wurde in sparsamster Weise geführt, im Domänenwesen Ordnung geschafft und die weitgehende Verpfändung möglichst beseitigt. Kurfürst und Kurfürstin konnten wie ein rechtes norddeutsches Gutsbesitzerpaar erscheinen: Luise Henriette, die im Lustgarten die ersten Kartoffeln erntete, welche in der Mark gebaut worden sind, und ihr Dorf Böhlow zu einer Musterwirtschaft machte; und Friedrich Wilhelm, der Obstbäume zog und eifrig bestrebt war, die holländische Gärtnerei zu verbreiten. Er hat die schöne Verordnung erlassen, kein Bräutigam solle getraut werden, der nicht sechs Obstbäume neu gepflanzt und ebenso viele gepfropft habe. Nicht nur der Gärtnerei, sondern noch mehr der Viehzucht wegen rief er zahlreiche Holländer ins Land, die sich besonders bei Liebenwalde, Cremmen und Böhlow (oder „Oranienburg“, der Kurfürstin zu Ehren) niedergelassen haben. Wenn übrigens diese Örtlichkeiten seitdem Neuholland oder Holländerbruch benannt worden sind, so ist doch die weite Verbreitung des Ausdrucks Holländerei für Milchwirtschaft im ostelbischen Deutschland

(ähnlich wie in Oberdeutschland der Ausdruck Schweizerei) schon auf das Mittelalter, auf die bis nach Polen sich erstreckende Vorbildlichkeit und Zuwanderung der Holländer und ihrer nächsten Nachbarn zurückzuführen. Auch aus Schlesien, den Lausitzen, Pommern, den Rheinlanden sind unter Friedrich Wilhelm Kolonisten ins Land gezogen worden. Es gab der wüst liegenden Felder, der verlassenen Häuser und Höfe nur allzuvielen, und durch mancherlei Erleichterungen half die Regierung diesen Einwanderern, sich zwischen dem Sande und den Wäldern der Marken eine zwar arbeitsreiche und frugale, aber auskömmliche Existenz zu schaffen.

Im Gewerbe ging der Kurfürst durch eigene Anlage von Eisenwerken, Blechhämmern, Glashütten der privaten Thätigkeit führend voran. Kräftige Schutzzölle oder unbekümmerte, völlige Einfuhrverbote hüteten die junge Industrie vor der Erstickung im Keim. Ein derartiges Einfuhrverbot traf auch, zu Gunsten der einheimisch begonnenen Anpflanzung und Verarbeitung, den ausländischen Tabak, eine Grausamkeit, welche dadurch vielleicht — ich kann es nicht beurteilen — gemildert wird, daß der „bessere“ Mensch den Tabak da-



Abb. 39. Aus J. Stridbers Estgenbuch. (Zu Seite 42 und 57.)



Abb. 40. Aus J. Stridbeds Stiggenbuch. (Zu Seite 42.)

mals nur schnupfte, das oböcöne Qualmen aus Thonpeifen dagegen bloß in den geringeren Wirtshuben und den Tabagien als von der Öffentlichkeit verpönte Unsitte ihre Zuflucht fand. — Eine große blühende Gewerbethätigkeit aus dem Boden zu stampfen, war Friedrich Wilhelm allerdings nicht in der Lage, denn Unternehmungslust und Geldbeteiligung stellten sich derartigen Neuerungen als zögernde Faktoren gegenüber, wie der Kurfürst auch noch auf einem Gebiet erfahren sollte, das ihm ganz vor allen am Herzen lag.

Hochbedeutsam ist, was im Verkehrsweisen geschaffen und hierdurch wirtschaftlich erreicht wurde.

Bisher führten alle großen Handelswege nicht anders, als wäre es absichtlich gewollt, um die Mark Brandenburg herum. Entweder auf den Wasserwegen der Oder und Elbe, von denen nur unwesentliche Strecken in brandenburgischen Händen waren, oder auf dem Landwege vom schlesischen Breslau, dem großen Stapelplatz des osteuropäischen Handels, über Leipzig, die Stadt der berühmten Messen, nach Magdeburg. Oder und Elbe, d. h. Oder und Spree, da, wo sie sich etwas oberhalb von Frankfurt a/D. bis auf wenige Meilen be-

gegengen, durch einen Kanal — an dem Ort Müllrose vorüber — zu verbinden, lag so natürlich nahe, daß schon im sechszehnten Jahrhundert epifobisch daran gedacht worden war. Jetzt ging, 1662, Friedrich Wilhelm an dieses Werk, das zu seinen nachmals populärsten gehört. Bis 1668 war durch italienische und niederländische Bauleiter der Müllrose- oder Friedrich-Wilhelms-Kanal, wie er genannt wurde, vollendet. Und damit von der Oder zur Elbe, von Breslau nach Hamburg, von Osteuropa zur Nordsee eine Diagonale gezogen, die auf weiter Strecke durch die Mark führte und an der Berlin lag. Seit 1669 sah der märkische Landmann die einfachen Segel der großen schwertragenden Lastfähne mit stillem Gleiten durch die Wiesen dahinziehen; in Berlin trafen die Rähne von Breslau und Hamburg beiderseits zusammen und mußten dort umladen. So ward Berlin zum wichtigen Stapelplatz und bald zur bedeutendsten Handelsstadt der Mark. Heute ist der Kanal des Großen Kurfürsten durch einen modernen Oder-Spree-Kanal überboten worden, ohne darum gänzlich verödet zu sein.

Noch an anderer Stelle setzte Friedrich Wilhelms Strompolitik nachdrücklich ein.





Abb. 41. Marmoraal im Stadtschloße zu Vordingborg. (Zu Seite 43.)

Über kurz oder lang mußte die Stadt Magdeburg sein werden; aber die Stadt verweigerte der künftigen Landesherrschaft die Huldigung, da sie sie auch dem derzeitigen schwachen sächsischen Administrator des ehemaligen Erzstifts hatte vorenthalten können. Inmitten einer Zeit, da es überall mit den ständischen und städtischen Exemtionen und Sondergebilden zu Ende ging vor der aufsteigenden Bedeutung der zusammenfassenden Landeshoheit, hoffte die Stadt Magdeburg, selbständig mit Schweden verbündet, noch in zwölfter Stunde die Reichsunmittelbarkeit der Reichsstädte zu ertragen, welche ihr niemals zugestanden hatte noch verloren gegangen war, wenn sie sich auch zu Unrecht auf eine Ottonische Urkunde berief. Solchen Ansprüchen gegenüber verständigte sich Friedrich Wilhelm im Jahre 1666 mit dem zu Halle residierenden Administrator, der die Bevormundung in dieser Sache mit geteilten Gefühlen, aber schließlich zustimmend hinnahm, und ließ unter Otto Christian von Sparr, einem seiner trefflichsten Generale, 15000 Mann, die

aus dem Westen zurückkamen, über Magdeburg marschieren. Sie besetzten rasch und geschickt die Stadt, und diese — fügte sich. Am 26. Juni 1666 huldigte sie dem gegenwärtigen wie dem zukünftigen Landesherren und behielt eine brandenburgische Besatzung. (Abb. 46—49.)

Auch hier sprachen wirtschaftliche Verhältnisse auf beiden Seiten mit. Der Administrator hatte beabsichtigt, aus dem nahen Orte Burg ein kommerzielles Trugmagdeburg zu machen, Friedrich Wilhelm dagegen bestätigte alsbald das Magdeburger Stapelrecht. Eben derartige Voraussetzungen und Erwägungen hatten Otto von Serice — den berühmten Erfinder der Luftpumpe und Bürgermeister der Stadt (Abb. 45) — in seinem Widerstande schwankend gemacht und schließlich dem Kurfürsten genähert. So gingen demnach seit 1666 das kurfürstliche und das städtische Interesse an Schifffahrt und Handel der Elbe Hand in Hand.

Und auf den Landstraßen Norddeutschlands ertönte das Horn kurfürstlich branden-

burgischer Postkellere. Zwar wählte sich das Haus Thurn und Taxis im Besitze eines allgemeinen Postmonopols im Reiche. Seit etwa 1500 war ein Taxis aus Bergamo in den von Kaiser Maximilian I. ererbten burgundischen Niederlanden mit dem Postwesen betraut worden. Weiterhin dehnten die Taxis ihre Postkurse durch das ganze habsburgische Gebiet in Europa aus und schlossen zahlreiche Nebenfahrten an die große Hauptroute Brüssel—Wien—Neapel an; 1615 ward der neu erhobene Graf von Taxis zum Reichsgeneralpostmeister ernannt und erhielt dieses neugeschaffene Amt als erbliches kaiserliches Lehen. Indessen wenn dieses Lehnamt ein Regal auszuüben beanspruchte, so war es von vornherein in Frage gestellt: die Landesherrlichkeit verschiedener Fürsten und sogar Österreich selbst — dessen kaiserlicher Herr wieder einmal die rechte erbländische Hand nicht wissen ließ, was die linke im Reiche that — lehnten ein derartiges Regal und Postmonopol ab, durchkreuzten es praktisch. Brandenburg hatte bisher an die Taxis jährlich 20 000 Thaler entrichten müssen;

jetzt emanzipierte sich Friedrich Wilhelm und wurde der erste, welcher von der bloßen Begünstigung taxischer Konkurrenten zu einem eigenen, staatlichen Postwesen überging. Wieder war es die unglücklich-glückliche Zerstreutheit und Zerdehnung seines Gebietes, die dringliche Wichtigkeit zentralisierender Einrichtungen, was den Anstoß gab. Während der westfälischen Friedensverhandlungen war eine reitende Dragonerpost eingerichtet worden, die Berlin mit Conabrad verband; sie wurde alsbald nach Meleve weiter geführt. Als ständig gemachte Einrichtung sollte sie, außer dem Kurfürsten und seinen Behörden, nun auch dem Publikum dienen. 1650 ward sie von Geldern bis Königsberg ausgedehnt und legte, mit Relaisstationen von vier bis fünf Meilen Entfernung, den Gesamtweg mit der respectablen Geschwindigkeit von zehn Tagen zurück; das war nahezu Staffettentempo. Michael Matthias hieß der (1684 als Hofpostdirektor verstorbene) tüchtige Mann, der, vorher Amtskammerrat, seit 1649 diese verheißungsvollen Anfänge nach Friedrich Wilhelms Willen geleitet und ausgestaltet,



Abb. 42. Marmoraal im Stadtschlosse zu Potsdam. (Zu Seite 43.)

also diejenige Einrichtung geschaffen hat, aus welcher zuletzt die heutige Reichspost hervorgewachsen ist.

So geht das alte, in sich zufriedene, wenn auch keineswegs immer friedliche Stillleben der Spree- und Havellande, der reichsentslegenen brandenburgischen Mark, wie es die Romane Willibald Alexis' so stimmungstreu und kulturhistorisch fein geschildert haben, zu Ende. Das Land der ledigen Junker und der plagegewöhnten Sandbauern wird zum Lande bürgerlichen Handels und Wandels, der aufblühenden Städte und des Verkehrs, ist näher einbezogen in die materiellen Verhältnisse des Reiches, langsam und zögernd beginnt sich auch auf diesen Gebieten der Norden mit den allen Sammelstätten des deutschen Lebens in Beziehung zu setzen.

Und noch an weit Größeres denkt Friedrich Wilhelm: diejenige Entwicklung und Blüte vielfältigster Kulturgebiete seinem Lande zu gewinnen, die von der Seefahrt abhängt. Gerade nach 1648 geschah wieder einmal ein allgemeiner Ansturm der see-

fahrenden Nationen auf die noch unerbenebenen Küstenstriche der fernen Erdteile, da konnte und durfte nach seiner Empfindung, die ihm seit dem niederländischen Aufenthalt wie selbstverständlich war, das Reich, und wenn nicht das Reich, dann Brandenburg nicht leer ausgehen! Die großen maritimen Gedanken bilden in Wahrheit den Gipfel seiner staatsmännischen Einsicht, sie sind der Hintergrund, von welchem abgehoben all die großen Hoffnungen und bitterlichen Enttäuschungen hinsichtlich der Odermündung und Vorpommerns verstanden werden müssen.

\* \* \*

Bei seiner Vermählung im Haag hatte der Kurfürst den holländischen Admiral Arnold Ghjels van Tier kennen gelernt. Es ist mir selber vergönnt gewesen, durch einen überraschenden und glücklichen Auffund (1886) im Karlsruher Archiv die Aufmerksamkeit auf diesen interessanten Mann und auf eine wichtige, infolge eigener Um-



Abb. 43. Jakob Bailiant, Allegorie auf den Kurfürsten Friedrich Wilhelm.  
Im Marmorfaal des Stadtschlosses zu Potsdam. (Zu Seite 43.)



Abb. 44. Legende, Triumph des Kurfürsten Friedrich Wilhelm.  
Im Marmoraal des Stadtschlösses zu Potsdam. (Zu Seite 43.)

hände jedoch gänzlich vergessene und unbekannte Periode der Seehandelspläne Friedrich Wilhelms zu lenken. Gysels stammte aus Geldern, war im Dienst der niederländisch-ostindischen Kompanie zu deren höchsten Kolonialämtern aufgestiegen, hatte seiner Regierung als generalstaatlicher Admiral über zwanzig Kriegsschiffe im Kriege gegen die Portugiesen Dienste gethan, sich aber zuletzt, verstimmt gegen die Oberbehörden, von allen Stellungen zurückgezogen.

Aber keineswegs von Unternehmungen und Plänen. Es war natürlich, wenn der rastlose Mann sich dem Statthalter Friedrich Heinrich näherte, der selber die Bezeugung durch den politischen Partikularismus der Kompanienherrs zu Amsterdam genugsam empfand. Friedrich Heinrich stellte ihn bei der Hochzeit seinem Schwiegersohne vor. Zur gleichen Zeit (Ende 1646) betrieb Friedrich Wilhelms Diplomatie bei den Generalstaaten die Unterstützung seiner pommerischen Ansprüche, ohne welche den „kurbrandenburgischen Lan-

den alle Commercia abgeschnitten und dieselben dadurch inutil gemacht, ja Deroganz der Staat auf ein Mal gar über den Haufen geworfen“ würden. Friedrich Wilhelm hatte damals erst noch zu lernen, was von den „befeundeten“ Niederlanden für seine Commercia zu hoffen sei, die er naiv genug bei jenen Vorstellungen betonte.

In den ersten Januar Tagen 1647 trug Gysels dem Kurfürsten den Plan einer brandenburgisch-ostindischen Kompanie vor. Die Bildung großer Handelsgesellschaften war die Methode, womit Niederländer, Engländer, Schweden und andere sich ihren Anteil am Welthandel und den fernen Kolonialländern sicherten und womit ebenfalls die noch zurückstehenden Mächte sich einschickten, in den Wettbewerb einzutreten, insbesondere Frankreich. Friedrich Wilhelm fand Gysels Vorschläge durchaus vernünftig und praktikabel, ließ ein Privileg für die zu bildende Kompanie ausarbeiten und nahm Gysels in seinen Dienst. Schon wurde mit den Dänen wegen des Sundzolls verhandelt, das dänische Fort Dan-

burg (Tranquebar) an der vorderindischen Koromandelküste angekauft, mit den Hansestädten und den Städten Ostpreußens wegen Beitritts angeknüpft, auch an den Erwerb der niederländisch-friesischen Insel Ameland gedacht, um einen Stützpunkt an der Nordsee zu gewinnen.

Es schmälert die Hochherzigkeit des Kurfürsten nicht, wenn ich vermuten darf, Ghysels habe an dem Gedanken, dies Projekt auf das deutsche Reich auszudehnen, von vornherein und dauernd wichtigen Anteil gehabt. Dem Kurfürsten selber schien in der Heranziehung des Kaisers und anderer Reichsstände die größere Gewähr für ein machtvolles Gelingen zu liegen, und voll Freude erblickte er „als ein Kurfürst des Reiches hierin den gemeinen Wohlstand des lieben Vaterlandes“, welches endlich zu exercitieren sei, „sich mit Anderen einmal widerumb zum wenigsten in gleichen Grad zu stellen“.

Dann aber kamen die trübseligen Placereien mit Schweden, der jülichische, der nordische Krieg. Es waren der äußeren und inneren Hemmnisse zu viele, 1653 wurde der Plan vorläufig beiseite gestellt, auch der Kauf von Tranquebar ging zurück. In dessen eben der nordische Krieg in seiner zweiten Phase erwies sowohl aufs neue die helle Notwendigkeit, Schiffe zu besitzen, wie er ferner die Hoffnung weckte, den alten Plan nunmehr glücklicher wieder aufnehmen zu können, nachdem der Friede die vorpommerschen Eroberungen Brandenburgs in dortige Abtretungen des besiegten Schwedens verwandelt haben würde. Das schon gestreifte Projekt von 1655, den Kurfürsten zum Reichsadmiral zu machen, ist in einer — von Schmoller zuerst hervorgezogenen — Denkschrift erörtert worden, welche zweifel-

los auch von Ghysels herrührt. Auf den Kaiser setzte Friedrich Wilhelm nunmehr alle seine maritimen Hoffnungen; denn durch die Niederlande war er schon, als er nur Transportschiffe mieten wollte, zurückgewiesen worden, und sein Vertreter in Haag schrieb deutlich: „sammt sähe man nicht gerne, daß Eure Kurfürstliche Durchlaucht an Schiffsmacht allmählich gedenken sollte.“ Nur die entschlossene Emanzipation von dieser Macht, welche keinen brandenburgischen Seeverkehr aufkommen lassen wollte und tatsächlich ihren Verbündeten beim

Friedensschluß von 1660 im Stiche ließ, konnte die Basis der maritimen Unternehmungen sein. Auch das führte wieder zu Habsburg hinüber, so unthätig im Frieden von Oliva auch dieses für seinen Verbündeten geblieben war.

Zudem wäre der Kompanieplan, den Friedrich Wilhelm nun im Frieden mit aller Energie aufnahm, als nur brandenburgischer allzu benachteiligt gewesen. Pillau und Memel waren sehr entgegen, die hinterpommerschen Häfen als Stützpunkt kaum

möglich. Friedrich Wilhelm dachte an Hamburg, das die in die Kurlande hinaufführende zweite große Wasserstraße, die Elbe, beherrschte, den Hauptmündplatz der durch den Müritzerkanal veränderten binnenländischen Strompolitik, die Hanse- und Reichsstadt. Es sollte eine Handelsgesellschaft aus dem Reiche werden, wobei die Teilhaber Reichsstände sein sollten, der Kaiser sollte sie mit seiner Autorität und der Flagge des Reiches decken und sollte die Unterstützung Spaniens vermitteln, welches in erster Linie als Handels- und Kolonialmacht gegen die Niederländer zu ringen hatte.

Ghysels ging als Unterhändler nach Wien. Er zog dajelbst als weiteren Unterhändler,



Abb. 45. Otto von Werder. (Su Seite 46.)



angesichts der spanischen Absichten, einen geborenen Spanier hinzu, den Franziskaner-geistlichen und baldigen Bischof von Wienerisch-Neustadt, P. Christoph de Rogas-Spinola. Dieser vielverwendete diplomatische Agent im geistlichen Gewande, der durch seine persönlichen Bestrebungen, eine Wiedervereinigung der christlichen Kirchen herbeizuführen, bekannt ist, und der selber früher, was wohl nicht gleichgültig war, in den Niederlanden thätig gewesen, nahm den Plan feurig auf. Wenn er es mit unter dem sanguinischen Gesichtspunkt that, durch die neue Kompanie, als die erste für katholische Zwecke verwendbare — im Gegensatz zu denen der protestantischen Seenationen —, seiner Kirche unermeßliche Heiden-scharen zuzuführen, so that er das auf eigene Faust. Nun trat, durch Rogas herangezogen, eine weitere katholische Persönlichkeit in diese Bestrebungen ein und wurde, auch für Friedrich Wilhelm, einer ihrer Hauptvertreter, der Prinz Hermann von Baden-Baden (Abb. 51). Dies eben ist der Weg, auf welchem der Hauptteil der Akten dieser brandenburgischen Angelegenheit in das Karlsruher Archiv gelangt ist.

Im Jahre 1628 geboren, ein jüngerer Sohn aus der katholischen Linie des badischen Hauses, auch persönlich streng katholisch, aber von konzilianter Wesen und daher von den protestantischen Reichsständen geschätzt, war Markgraf Hermann ein tüchtiger Soldat und Politiker, der zur Zeit in Baden-Baden lebte, nun aber durch die Ghyelsche Beziehung in Verbindung mit dem Wiener Hofe trat, dem er sein ganzes weiteres Leben in Krieg und Frieden gewidmet hat. Mit dem Madrider Hofe war er durch frühere Thätigkeit und spanische Dienste schon vertraut. Er nahm sich des Planes, den ihm Rogas in Baden-Baden vortrug, mit regem Eifer an, beriet sich mit dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm zu Kleve, ging zu seiner privaten Information nach Amsterdam, dem Haag, Hamburg, besuchte Ghyels in Lenz an der Elbe, mit welchem Domänenamte der Admiral als kurfürstlicher Rat ausgestattet worden war, verhandelte in Dresden und dann, was seine Hauptaufgabe war, in Wien. Alles in umsichtiger, thätiger, ideenreicher Weise. Eine gewisse Unbestimmtheit und Veränderlichkeit der äußeren Grundlinien wurde freilich — wie in solchen Vorstadien immer — dem Projekt hinzugefügt, je mehr Persönlichkeiten maßgebend damit befaßt wurden. Hermann wollte jedenfalls das Ganze deutlicher in die Hände

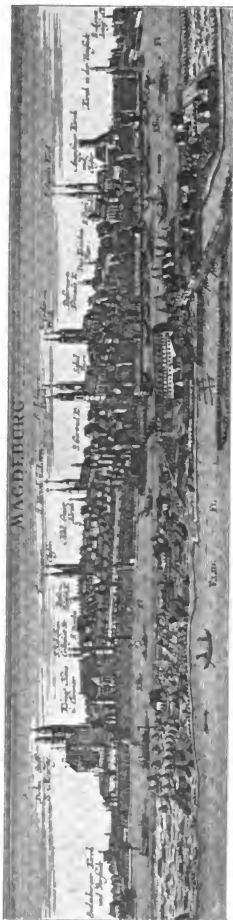


Abb. 46. Ansicht von Magdeburg aus dem Seutterischen Situationsplan. (S. Seite 40.)



Abb. 47. Otto Christoph Freiherr von Sparr.  
Aus dem Hohenollern-Jahrbuch. (Su Seite 46.)

des Kaisers gelegt wissen, als der Kurfürst ursprünglich beabsichtigte, der die beiden habsburgischen Monarchen nur als geheime Teilhaber gewünscht hatte und gerne von „seiner“ Kompanie sprach. Wie bei Rogas überwog für Hermann das katholisch-habsburgische Interesse, aber hielt seinen Eifer für die Kompanie lebendig. Gysfels war in der konfessionellen und autoritativen Richtung mehr indifferent. Der Kurfürst fühlte, daß er nicht mehr alle Fäden ganz fest in der Hand halte. Aber in der Hauptsache war man doch allerseits einig, daß eine große antiholländische Kompanie aus dem Reiche heraus geschaffen werden sollte. Nachträglich mußte man dann sehen, sich mit allen zwischen den Teilhabern vorhandenen Gegensätzen ähnlich abzufinden, wie man das am

Reichstage und sonst im Reiche auch mußte. Ja, man konnte hoffen, durch die Kompanie vielleicht zu einer ersprißlichen Ausöhnung oder Überbrückung jener Gegensätze zu gelangen, und jede der beteiligten Hauptparteien mochte erwarten, die übrigen Teilhaber politisch zu sich herüber zu bringen und am eigenen Seile ziehen zu lassen.

Inzwischen hatte Friedrich Wilhelm auf Grund von Vorschlägen Rogas' und Gysfels' in einer neuen Instruktion von der bloß heimlichen Beteiligung der habsburgischen Höfe Abstand genommen. Österreich und Brandenburg sol-

len die Häupter der Kompanie sein, der diplomatische Verkehr im Namen beider Staaten geschehen. Die Teilhaber insgesamt stellen einen Fürstenbund zu Handelszwecken dar und sind nach Maßgabe ihres Anteils berechtigt. Hamburgs Beteiligung ist unumgänglich. Spanien tritt mit Österreich und Brandenburg zu gleichem Anteil bei. Glaubensfreiheit aller drei christlichen Bekenntnisse, Beschlußfassung über die künftige Religion okkupierter Gegenden durch Einstimmigkeit wird festgesetzt. Der Name wird sein Deutsche Kompanie, oder Deutsche Färrenkompanie, falls der Kaiser etwa dennoch nicht öffentlich beitritt.

Markgraf Hermann konnte schon unter diesen veränderten Modalitäten unterhandeln. Man rückte durch ihn der praktischen Aus-

führung in der That näher. Dabei zeigen sich seine Denkschriften und Berechnungen nüchtern und besser fundiert, als die des Admirals und des Paters, der beiden Sanktquintiner des Unternehmens.

Kaiser Leopold hatte von vornherein Entgegenkommen bewiesen und das Projekt in Madrid empfohlen. Aber je mehr die Angelegenheit in Wien zum Gegenstand von Deliberationen der Räte wurde, geriet sie, ohne daß Gedanken irgend welcher Art hinzugetreten wären, in die Sphäre der büreaugemäßen Bedenken, Obstrukula und Wiedervorlagen. Nicht bloß Gysels empfand: „In summa, das ist das Betrübe der Sache,“ auch Hermann litt nicht wenig unter den trostlosen Antworten der beauftragten Wiener Kommission, die kein Ja und kein Nein fand und nach endlosen Schläfrigkeiten sich dahin resolvierte, die Sache also beschaffen gefunden zu haben, daß man solche vor nutzbar erachte und noch zur Zeit nicht vermeine selbe aus Händen zu geben.

Im November 1661 trat Friedrich Wilhelm von dem Projekt zurück. Es war kein Fortgang mehr sichtbar geworden, und von Madrid, wohin Roxas gegangen war, verlautete so gut wie nichts. An Markgraf Hermann schrieb der Kurfürst, er sehe nach reifer Prüfung aller Umstände wenig Apparenz, „daß Wir dergleichen Dessenien zu des Hauses Österreichs und Unserem Nutzen mit Nachdruck würden befördern

oder ausführen können“. Hermann möge Roxas eine Benachrichtigung in diesem Sinne übermitteln.

Da plötzlich zeigte der Hof zu Madrid allen erwünschten Eifer in Briefen an Hermann, und entsprechend wandte man der Sache auch in Wien wieder Aufmerksamkeit zu. Aber diese Ausläufer des Projekts, die bis 1663 reichen, gingen eigentlich nur noch Hermann und Roxas an. Und mit dem Tode des Ministers Don Luis de Haro gewannen in Madrid diejenigen Anschauungen völlige Oberhand, welche von dem Kompaniegedanken lediglich niederländische und englische Feindseligkeiten befürchteten.

Es ist nicht anzunehmen, daß etwa das gute diplomatische Verhältnis, in das der Kurfürst 1661 zu England getreten war, ihn habe verzichten lassen. So wichtig war jenes, zumal damals, nicht, daß der beharrliche Fürst darüber eines seiner wichtigsten Lebensziele kurzweg beiseite gestellt haben sollte. Markgraf Hermann meinte viel später in einer Denkschrift autobiographischer Art, worin er sich dieser Angelegenheit erinnerte: sie hätte wohl Fortgang haben können, wenn sich die kurbrandenburgischen Ministri nicht hätten durch holländisches Geld torrumpieren lassen. Darüber hätte er schwerlich genaues erfahren; höchstens der persönlich redliche und sich selbstlos interessierende, aber auch zu raschen Konjekturen jeder Art geneigte



Abb. 48 u. 49. Tentmünze auf Waggeburg. (Zu Seite 46.)



Gysels könnte es ihm geschrieben haben. Der Brief müßte dann nicht in die Akten gegeben worden sein. Immerhin haben wir, in Betracht späterer Vorgänge, auch kein Recht, sämtliche kurbrandenburgische Ministri für erhaben über den zeitlichen Empfang von Handsalbe zu erklären. Sicher ist dagegen, daß von Anfang an bei den brandenburgischen Räten viel bedeutenvolles Schütteln des Kopfes war und der fremde Seemann als immediater Ratgeber ihres Herrn ihnen dasjenige Unbehagen machte, welches der reguläre Beamte in solchen Fällen immer empfindet. Indessen, so oder so, wo er wollte, Mittel und Wege sah, hätte sich Friedrich Wilhelm durch seine Geheimräte gewiß nicht hemmend beeinflussen lassen. Ihm war der Faden der Geduld und des Vertrauens gerissen; das ist das Wesentliche und steht deutlich genug zwischen den Zeilen des Briefes an Hermann von Baden, durch den er die Sache abbrach.

Es war der bedeutungsvollste und der letzte Versuch gewesen, Weltverkehr, Welthandel, deutsche Kolonien im Namen und Gedanken des Reiches einzuleiten. Die Kompanie wäre eine wirtschaftliche und zugleich nationale Bündnischöpfung gewesen, und insofern eine Art Vorläufer des Zollvereins im neunzehnten Jahrhundert. Welche Gestalt infolge von ihr die deutsche, die europäische Geschichte gewonnen hätte, kann natürlich nicht vermutet werden. Jedenfalls blieb es nun durch den kläglichen Ausgang bei dem, was Gysels 1662 in einem der von mir benutzten Briefe schrieb: In summa, die orientalische Welt wird durch alle Nationen bestürmt und inkorporiert, ohne durchs Reich; durch eure Anterfanterien laßet ihr es übel liegen, welche Irresolurie ihr nachmals noch beklagen werdet!

Es erübrigt noch ein Blick auf Friedrich Wilhelms landesfürstliche Haltung in den Angelegenheiten des Kultus und Unterrichts. Friedrich Wilhelm war durchaus und unverbrüchlich Protestant. Wie er bei den westfälischen Friedensverhandlungen sehr wesentlich mit auf die Gleichberechtigung aller drei christlichen Bekenntnisse hingewirkt und sich ein Hauptverdienst an dieser Errungenschaft von 1648 erworben hatte, so hielt er sich auch weiterhin auf dieser

Linie und suchte die logischen Konsequenzen davon wahr zu machen. So, indem er immer wieder sich bemühte, die Protestanten in Österreich zu schützen, gegenüber welchen der Kaiser ein formales Vorbehaltungsrecht hatte. Aber auch indem er, ungleich manchen anderen, in seinen Staaten als Landesherr die Gleichberechtigung untadelig handhabte und wahrte. Schon vorhin wurde die Kluge Vorsicht erwähnt, womit er bei dem Wagesstück, Kolonien für eine konfessionell gemischte Kompanie gewinnen zu wollen, die Missionsfragen von einstimmigen Beschlüssen abhängig machte, wiederum unter Wahrung der vollkommenen Religionsfreiheit für die Europäer.

Mit landesherrlicher Autorität die Gleichberechtigung und Toleranz aufrecht zu erhalten, galt es in seinen Staaten vornehmlich zwischen Lutheranern und Reformierten. Preußen war ganz, Kurbrandenburg überwiegend lutherisch. Er und sein Haus gehörten der reformierten Kirche an seit dem Großvater her, aber Friedrich Wilhelm persönlich war keineswegs ein ganz stülgerechter Calvinist. Er verwarf die unerbittliche Prädestinationslehre und bekannte desto absichtlicher seine Übereinstimmung mit der Augsburgerischen Konfession. Er empfand sich auch dogmatisch vor allem als Protestant. Um so mehr mußte ihn schmerzen, von seinen lutherischen Geistlichen persönlich nicht als ganz rechter Christ angesehen und in seinen auf Verträglichkeit abzielenden Maßnahmen bekämpft zu werden. Wohl gab es auch unter den reformierten Predigern Heißsporne, wie den in einflußreicher Stellung befindlichen Hofprediger Storch, und gab es ferner ein gewisses geistliches Strebertum des reformierten Bekenntnisses. Aber die eigentliche Kampfpartei war die lutherische, welche längst begonnen hatte, innerhalb des Protestantismus eine neue alleinseigmachende Kirche vertreten zu wollen. Mit der ganzen zelotischen Festigkeit der Kegerichter donnerten ihre Prediger von den Kanzeln gegen die Reformierten, Paul Gerhard, der sehr beliebte Diakonius an der Berliner Nikolaikirche, konnte die Calvinisten, quatenus tales, nicht für Christen halten, sein Amtsbruder an der Kirche zum Grauen Kloster rief zu den Hörern herab: Wer nicht lutherisch ist, ist verflucht!

Es ist nicht Duldsamkeit, der Unduldsamkeit jegliches zu gestatten. Die wirkliche Gefahr lag vor, daß die Eiferer die monarchische und staatliche Autorität untergruben. Angeordnete Religionsgespräche der streitenden Parteien blieben gänzlich vergeblich, führten noch weiter von der Verständigung weg. Die schwerste der Maßregeln, die demnach für unentbehrlich gehalten werden mußten, war das Verbot

das bei jenen übliche grobe Geschwätz im ganzen doch nicht verwendeten, überhaupt ihre ganze Dialektik und Ausdrucksweise schon aus tiefer liegenden Gründen eine abgeblähtere war. Eitliche lutherische Geistliche widersetzten sich der schriftlich zu gebenden Unterwerfung unter diese Verordnung und suchten in Verschleppungen und Obstruktion ihre Verteidigung gegen die landesherrliche Friedensmaßregel. So mußte

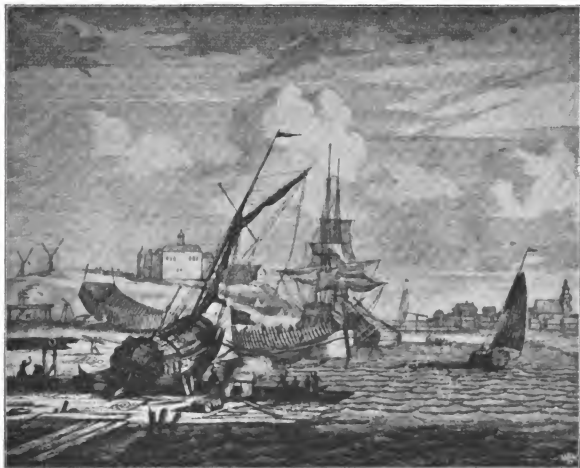


Abb. 50. Kurfürstliche Werft zu Havelberg. (Zu Seite 45/46.)

der kursächsischen (lutherischen) Universität Wittenberg, deren theologische Fakultät sich erdreistete, eine Vermahnung an den Kurfürsten zu richten; die eigene brandenburgische Landesuniversität zu Frankfurt an der Oder war überwiegend reformiert. 1664 wurde eine Verordnung erlassen, die den beiderseitigen Predigern anzügliche Benennungen der Gegner und die Aufbürdung ungerheimer und gottloser Behauptungen verbot. Das traf wiederum vornehmlich die Lutheraner, da die Reformierten

denn an diesen hartnäckigsten Eiferern ein Exempel statuiert werden. Unter den von der Absetzung Betroffenen befand sich Paul Gerhard (Abb. 52). Die Verehrung der Gemeinde und eines großen Kreises für diesen hervorragenden Prediger und Dichter seelentiefer Kirchenlieder hat nun aus dem Vorfall, mit der ganzen unablässig ausgestaltenden Willkür der Legende, jene hochwirksame Erzählung hervorgehen lassen, die in der Ballade Schmidts von Lübed („Zu Brandenburg einst waltet’ der Kurfürst weit und

breit“) durch die lutherische Schullitteratur sehr verbreitet worden ist und der völlig verzeichneten Gestalt des Kurfürsten nachsagt, wie er „den freien Geist“ habe beengen wollen. Gerade gegen die Penitenz Gerhards ist Friedrich Wilhelm viel langmütiger gewesen, als gegen diejenige seiner Genossen Reinhardt und Lilius. Gerhard wurde 1665 sogar der erwähnte Revers erlassen, wenn er der Verordnung nur thatächlich nachkommen wolle; er seinerseits lehnte es ab, seine Kanzel wieder zu betreten. Er bezog sogar verschiedene Einkünfte weiter, nachdem sein Amt unter solchen Umständen anderweitig hatte besetzt werden müssen, und schließlich ist die Amtsentsetzung als solche noch wieder zurückgezogen worden. Nach zwei Jahren einer im Grunde freiwilligen oder vielmehr trotzigen Amtslosigkeit nahm Gerhard ein sächsisch-merseburgisches Predigtamt zu Lübben in der Lausitz, dem bekannten Zugangsort für den Spreewald, an. Das schöne „Ve-siehl du deine Wege“ ist Jahrzehnte vor diesen Ereignissen gedichtet.

Die Zeit war noch nicht zum Frieden, viel weniger zum Ausgleich der Konfessionen geschaffen, wiewohl ihr die Apostel eines solchen, die phantasiervollen Adepten des durch den Weisfälischen Frieden anerkannten Gleichberechtigungs- und Duldsgebodens nicht fehlten. Rogas wurde schon genannt; von den Propheten einer engeren evangelischen Union kam 1668 Duräus nach Berlin. Er fand noch durchaus unfruchtbaren Boden. Aber wie die Regierung Friedrich Wilhelms in allem die großartige Vorbereitungszeit ist, die das bisherige quasi zufällige Konglomerat kurfürstlicher Besitzungen und Rechte in all ihren buntschpetigen Mannigfaltigkeiten und Gewordenheiten mit einem höheren und einheitlichen Willen zu durchdringen begann, so auch hierin; des Kurfürsten obrigkeitliches Gebot, daß die evangelischen Schwesterkirchen einträchtig miteinander auszukommen hätten, gehört doch zu den geschichtlichen Vorbereitungen des schließlichen Unionswerkes von 1817. —

Frankfurt a. O. und Königsberg waren die beiden aus dem sechzehnten Jahrhundert herrührenden Hochschulen der Hauptgebiete von Friedrich Wilhelms Herrschaft, die Präzisionschulen für inländischen Beamten-

nachwuchs. Von ihnen war die preussische die angesehenere, doch wurde nun auch Frankfurt aufgebessert und der dort üblichen Nachlässigkeit gesteuert. Für die rheinischen Gebiete gründete der Kurfürst 1655 die Universität zu Duisburg, die freilich ihre Aufgabe, dem jesuitischen Einflusse am Niederrhein als reformiertes Bollwerk entgegenzustehen, nur unzulänglich zu erfüllen vermochte. Auch die Gelehrtenschulen wurden vermehrt und gefördert, zu Frankfurt eine Ritterakademie, zu Kolberg eine Art Kriegeschule errichtet. Es ist bezeichnend für das Ansehen und die weithinbekannte vorurteilsfreie Denkart des Kurfürsten und darum bemerkenswert, wenn der Plan des schwedischen Reichsrats Benedikt Shttte, eine erimierte Freisäule der Musen und Grazien, ein wissenschaftlich-literarisches Ayl für alle Nationen, Bekannnisse und Seltzen zu schaffen, seine Verwirklichung von Friedrich Wilhelm hoffte und an einem geeigneten Orte der Mark — Tangermünde war auserselien — ins Leben gerufen werden sollte.

Friedrich Wilhelm ist der Begründer der königlichen Bibliothek. Im Jahre 1661 wurden die in den Räumen des Schlosses und auf dessen Böden und Speichern zusammengekauften neueren und älteren Bücher geordnet aufgestellt und erhielten in der Perion des Joh. Raue einen gelehrten Bibliothekar. Ganz parallel könnte man von damaligen Anfängen der königlichen Museen sprechen, denn die Bilderbestände in den kurfürstlichen Schlössern wurden in nicht belangloser Weise vermehrt und nun auch zugänglich gemacht. Bei aller Sparsamkeit war der Große Kurfürst, und doch nicht lediglich aus fürstlicher Repräsentationspflicht, ein eifriger Auftraggeber für die Kunst der Bildhauer und Maler. Es entsprach sowohl seinem eigenen Bildungsgange und der Herkunft seiner Gemahlin, als auch der kunstgeschichtlichen Sachlage, wenn er hauptsächlich Niederländer, auch flandrisch-belgische, heranzog oder solche, die in ihrer Heimat verblieben, durch Bestellungen beschäftigte. Unter beiden Klassen seien als Maler die berühmten beiden Honthorst, Gerhard und Wilhelm, jerner Th. van Tulden, van Noye, Fromantiau, Vallant, Romanodon, der in Antwerpen ausgebildete Schwede Elliger, von Bildhauern Dufart, Barth.

Eggers aus Amsterdam, dazu der Schlesier Veygebe genannt. Wenige Namen aus vielen, die in Berlin oder von dort aus Beschäftigung fanden; denn Friedrich Wilhelm hat sich recht gerne porträtieren und Familienereignisse im Bilde festhalten lassen. Namentlich liebte er auch die Blumenstücke im holländischen Geschmack, die etwa mit Porträts kombiniert wurden, und wollte überhaupt, was sein Herz bewegte, im Bilde um sich sehen und wiederfinden, so denn bald seine Marine. Damalige Reisende beachten diesen kurfürstlichen Bilderbesitz und beginnen ihn zu beschreiben. Die Berliner Gemäldegalerie, so wie sie heute besteht, hat freilich erst Friedrich Wilhelm III. gegründet.

Am 18. Juni 1667 starb Friedrich Wilhelms geliebte, vortreffliche Gemahlin, Luise Henriette, von dem ganzen Lande herzlich betrauert. Oranienburg mit seinem Park, an der Havel nördlich von Berlin, ist ihre Gründung, wo sie ein kleines quadratisches und gekuppeltes Lustschloß errichten ließ; der jetzige Bau an derselben Stelle ist von ihrem Sohne Friedrich III. in den Jahren 1688 bis 1704 erbaut worden. Sie hat ihrem Gemahl sechs Kinder geboren und ist im schönsten Sinne des Kurfürsten vertrautes Gemahl und rechte Lebensgefährtin gewesen, seine tapfere Kameradin in Sorge und Beratung, ja trotz ihrer Zartheit seine Begleiterin auf beschwerlichen Reisen und ins Feldlager. Ohne daß man von ihrem „politischen Einfluß“ reden könnte und eben, weil sie einen solchen nicht erstrebte, hat Friedrich Wilhelm die Meinung und das Urtheil der edlen Frau gerne befragt und auf sich wirken lassen. Es wird erzählt, der Kurfürst habe noch jahrelang vor ihrem Porträt in seinem Gemache in Stunden der inneren Einsamkeit und der Katebedürftigkeit



Abb. 51. Markgraf Hermann von Baden-Baden. (Zu Seite 51.)

gebetet. — Im Jahre 1668 gab er dem Hofe eine neue Kurfürstin und seinen Kindern eine neue Mutter in Dorothea von Holstein-Sonderburg-Glücksburg, verwitweten Herzogin von Braunschweig-Lüneburg (Abb. 53 u. 54). Nach der stieblichen, zierlichen Oranierin eine robustere, ganz norddeutsche Erscheinung mit energischen Zügen, vortreffliche Hausfrau von praktischer Nüchternheit, Begründerin der Dorotheenstadt, indem sie das ihr dort geschenkte Gelände zu Baustellen parzellierte und verkaufte; sie selber hat den ersten Baum der zur Verschönerung dieses Bauterrains angelegten Allee „unter den Linden“ gepflanzt. Dorothea hat ihrem Gemahl noch vier Söhne und drei Töchter geboren und hat diese etwas deutlich zum Mittelpunkt ihrer Fürsorge gemacht. Auch hat es teilweise an ihr gelegen, wenn das Hofleben in den späteren Jahren des Kurfürsten recht unerquicklich wurde, er selber sich mehr und mehr daraus zurückzog. Bei alledem ver-

dient sie es nicht, daß die Erinnerung von ihr fast ausschließlich das einseitige Bild der Stiefmutter in volkstümlicher Auffassung festgehalten hat.

### Der brandenburgisch - preußische Staat im Zeitalter Ludwigs XIV.

Der nordische Krieg und der Friede von Uliva hatten den jungen, in seinem preußischen Gebiete durch entschlossenes und kluges Handeln souverän gewordenen Staat und seinen fürstlichen Leiter mit in den Vordergrund der europäischen Politik gestellt. Aber in die erste Reihe trat nunmehr die starke und reiche Monarchie, welche die Frieden von Uliva und Kopenhagen diktiert hatte: Frankreich. Das Machtwort der französischen Politik hatte eine Bedeutung noch hinzugewonnen, die mit Frankreichs schon vorhandener Geltung verglichen relativ denselben Aufschwung darstellt, wie im kleineren Maßstab die von Friedrich Wilhelm errungene Position. Seither war Kazarin gestorben und Ludwig XIV. hatte die eigene Regierung übernommen, ein junger feuriger Herrscher mit dem erklärten Ziel, den ersten Monarchen Europas darzustellen. Wenn Ludwig der Traum versagt blieb, als erwählter kaiserlicher Nachfolger der Habsburger und neuer Charlemagne Germanien mit Frankreich zusammen unter sein Diadem zu zwingen, so hat er doch nicht verzichtet und es schließlich erreicht, in der Fülle absolutistischer Macht und blendenden äußeren Glanzes den Rang des Roy soleil, des gottgeschenkten Königs von Frankreich und Navarra, über alles Herrschertum Europas, auch über das Kaisertum hinweg, an gebietendem Ansehen zu erhöhen. Mit dem Pyrenäischen Frieden hatte die Suprematie Frankreichs in Europa begonnen, und zwei Jahre später, 1661, beginnt das Siegel Louis XIV. Es kann keine Rede davon sein, dem die Bedeutung des damaligen brandenburgischen Staates auch nur im Abstand an die Seite zu stellen. Dort vergoldet man die Zinnen des fertigen Baues, hier arbeitet man im Fundament. Aber was beiden gemeinsam ist, das ist das starke Wollen der Herrscher. Und so haben

sie doch, was sie einander ähnlich macht und beide einen Schritt vor die übrigen herausschritt: das mächtige, an Hilfsquellen reiche Frankreich und das arme, ringende Brandenburg. Der Bannkreis des österreichisch-spanischen Einverständnisses ist gebrochen; vor das schon damals alternde Spanien stellt sich Frankreich, neben Österreich tritt in schon jetzt nicht geringerer Bedeutung für Deutschland der junge brandenburgisch-preußische Staat. Und vor Österreich hat Brandenburg voraus, nicht nur kein Hindernis, sondern sogar die von selbst gegebene Veranlassung zu sehen: deutsch zu sein, Führer in deutschen Zielen. Die Nationalität ist es, die hier nicht trennt, sondern das wertvolle einigende Band für die Territorien des Kurfürsten bildet. Deutsch allein können die Aufgaben sein, die diesen Staat noch mehr verschmelzen und ihm die Mehrung seiner Bedeutung bringen werden. Schon 1658, bei der Wendung im nordischen Kriege, hatte Friedrich Wilhelm die herrliche Flugchrift „An den ehrlichen Deutschen“ veranlaßt, die die Worte enthält: „Was sind Rhein, Elbe, Oder, Weserstrom heute anders, als fremder Nationen Gefangene! Was ist unsere Freiheit und Religion mehr, als daß Fremde damit spielen! . . . Drum gedenke ein jeder, der kein schwedisches Brot essen will, was er für die Ehre des deutschen Namens zu thun hat, um sich gegen sein eigenes Blut und sein einft vor allen Nationen berühmtes Vaterland nicht zu veründigen. Gedenke, daß du ein Deutscher bist!“ Was fremd ist im Reiche, wie Schweden, oder undeutsch und deutschfeindlich im Wesen, das ist für Brandenburg schon ohnedies der natürliche Gegner. Ganz von ferne löst sich aus dem bisherigen System der künstlichen habsburgischen Weltmacht, welches Deutschland meistert, der Nationalitätsgedanke wieder heraus. Auch die künstliche Großmacht der Niederlande, dieser Gliederkörper ohne starken Kumpf, hat den Gipfel der Macht und Blüte erreicht, und das blutarne Schweden hat allzu viel fremdes Land auf sich genommen für das, was seine Nationalität vermag. Den geschlossenen Nationen beginnen Gegenwart und Zukunft zu gehören: Frankreich, England und, wenn auch ganz von weitem nur erst, Brandenburg-Preußen, welches einst als

Großmacht Deutschland werden wird. Und darum betrachten sie sich schon gegenseitig mit eigentümlichen Blicken: Frankreich unter der Führung des *l'état c'est moi*, Brandenburg-Preußen mit der neuen Souveränität des von der Staatspflicht geleiteten Hohenzollernstums. Die Konstellation heißt schon jetzt nicht mehr Frankreich und Brandenburg, sondern Frankogallierium und Deutschtum.

Es konnte kein Zweifel sein, daß die Regierungsübernahme durch Ludwig XIV. die Offensive Frankreichs in Europa, lebhafter als je unter Mazarin, bedeutete. Schon 1665 schien sie einen Anlaß in Deutschland selber erhalten zu sollen. Als damals der zweite englische Krieg der Niederlande ausbrach, war es der Politik der Generalstaaten gelungen, den König Ludwig XIV. auf ihrer Seite zu haben. Mit England aber verbündete sich der mehr zum Landstrechtshüter als zum Bischof geborene münsterische Christoph Bernhard von Galen. Da zwang ihn eine drohende militärische Bewegung Friedrich Wilhelms zum Ruhehalten und bewahrte rechtzeitig das Reich in seinem Nordwesten vor einer französischen Invasion.

Freilich nur für eine Frist von zwei Jahren konnte der rheinische Nordwesten sich wieder zur Ruhe begeben. Im Jahre 1667 forderte Ludwig XIV. auf Grund einer unerhörten Rechtsbeugung für seine Gemahlin als spanische Prinzessin die spanischen Niederlande, als Erbe ihres verstorbenen Vaters Philipps IV. Er hatte bei der Hochzeit 1659 feierlich auf solchen Anspruch verzichtet, machte aber jetzt das in Brabant und Namur geltende „Devolutionä-

recht“ geltend, wonach in bürgerlichen Erbschaftsachen Töchter erster Ehen Knaben der zweiten vorgingen. Wir wissen, wie nach Walbeds Auffassung in einer derartigen Machtverschiebung an der deutschen Westgrenze die brandenburgische Politik eher einen Vorteil erblicken sollte. Friedrich Wilhelm war anderer Meinung. Gerade hatte ihm Frankreich dringlichste Sorge im Osten bereitet, mitten zwischen seinen beiden Hauptländern Brandenburg und Preußen: es betrieb die polnische Königsnachfolge eines von Ludwig XIV. abhängigen französischen Prinzen, eines Condé oder Enghien. Hierdurch kam Friedrich Wilhelm nun in die eigentümliche Lage, eifrig für den alten rheinischen Gegner Philipp Wilhelm von Neuburg einzutreten, der seine polnische Gegenkandidatur betrieb. Und dies sind auch die Umstände, die zu einem gütlichen Übereinkommen mit Neuburg führten. Kraft dieses wurden die bestehenden rheinischen Besitzverhältnisse aus provisorischen endlich zu aner-

kannten und dauernden gemacht und weiterhin; 1672, auch die konfessionellen Verhältnisse im friedlichen und für Brandenburg erwünschsten Sinne geregelt.

Friedrich Wilhelms Bemühungen, durch ein deutsches Bündnis im Verein mit Österreich und den von Jan de Witt geführten Generalstaaten der Krone von Frankreich Halt zu gebieten, zeigten keinen rechten Fortgang. Bei der Wiener Regierung überwog die behutsame Vorsicht nebst dem Gedanken an wertvolle Kompensationen von Seite Frankreichs; die herrschende niederländische Kabinetpartei war abgeneigt und wollte jedenfalls erst wieder



Abb. 52. Paul Gerhardt.  
Neuerer Stich nach einem älteren Gemälde. (Zu Seite 54.)

England gewinnen. Bei dieser Unsicherheit, seinem guten Willen Folge geben zu können, war es für Friedrich Wilhelm das Klügere, wenn nicht Gebotene, durch eigenes Handeln von der für ihn größeren und eigentlichen französischen Gefahr befreit zu werden. Durch einen Vertrag vom 15. Dezember 1667 verzichtete Ludwig auf seine polnischen Kandidaturen und gab Gewährschaft für die Sicherheit Kleves, wofür der Kurfürst sich dazu verstand, ihm in den spanischen Niederlanden freie Hand zu lassen. So verzichteten die deutschen Mächte darauf, Ludwigs Raubgelüsten Einhalt zu thun. Später brachte die „Tripelallianz“ der Generalstaaten, Englands und Schwedens, in sehr glimpflicher Weise, den französischen König zum Frieden und beließ ihm im Frieden von Aachen, Mai 1668, die eroberten zwölf belgischen Festungen.

Die Tripelallianz konnte für Ludwig keine dauernde Hemmung bedeuten. Schweden hatte bei dieser Gelegenheit den zähen, jögernden Geiz der reichen Ryntheerregierung kennen gelernt, denn Subsidien brauchte es ja in allen Fällen, und um so rascher kehrte es an die Seite des älteren und splendorideren französischen Gönners zurück. England als aufsteigender Wettbewerber um die Seemacht war der unnatürlichste Verbündete der Generalstaaten. Diese blieben vereinsamt übrig, und Ludwig wollte sie jetzt unschädlich machen. „Par un motif de gloire et pour l'abaissement des Etats Généraux.“, so meldete dem Kurfürsten sein Pariser Gesandter von Grodow, der natürlich der Ansicht war, aus Paris nach Deutschland nur auf französisch berichten zu können. Brandenburg war Ludwig zur Zeit sicher, der Kurfürst allzu sehr auf ihn angewiesen. Von Friedrich Wilhelms Räten sahen Schwerin und Meinders allein in der Anlehnung an Frankreich Sicherheit, und als dieses dringlicher wurde, entschloß sich der Kurfürst zu dem förmlichen Bündnisvertrage vom 31. Dezember 1669, den er gleichwohl stets mit dem strengsten Geheimnis umgeben hat und der ihm nicht nach dem Herzen sein konnte.

Zunächst nahm Ludwig im August 1669 mit kurzer Hand Lothringen weg, wodurch er eine bessere Flankenstellung gegen die Niederlande gewann. Das Herzogtum war altes Reichsland. Zwar die zu Lehn genom-

menen Teile vom Reiche und die Reichskompetenzen in Lothringen waren seit lange immer mehr zusammengeschrumpft, die französischen dagegen gewachsen. Der Westfälische Friede hatte das noch bestehende „ewige“ Schutzrecht des Herzogs beim Reiche nicht ausgeübt, sondern den unbequemen Schilling von sich ausgenommen, weil er auf Seite des im Kriege gegen Frankreich verharrenden Spaniens kämpfte; auch seitdem hatte das Reich seine Hilfsgeuche nicht erhört. Aber trotz alledem und wenn Ludwigs Wegnahme des Landes wieder einmal einer der unzähligen Halbheiten und impotenten Tüfteleien des Reichsrechts ein Ende machte — so war und blieb es gegen das Reich ein ungewöhnlicher Gewaltstreich. Er ward hingenommen, zwar nicht ohne papierene Entrüstung, aber ohne Entschluß. (Erst der Friede von Rijswijk hat das Herzogtum noch wieder auf einige Jahrzehnte hergestellt.)

Auch die bedrohten Generalstaaten konnten keine Sympathie in Deutschland haben. Die einen hielt davon zurück der konfessionelle und internationale Gegensatz, die anderen der egoistische Krämergeist der seit 1650 herrschenden Aristokratenpartei. Es ist bis jetzt noch nicht erwähnt worden, daß die Niederlande Friedrich Wilhelm immer noch nicht, trotz des Westfälischen Friedens und trotz aller Beschwerden über dieses offenbare Unrecht, seine flevischen Festungen und Plätze, worunter Emmerich, Wesel und Orsoy die militärisch wichtigsten waren, von ihren Garnisonen frei gegeben hatten. Nun legte ihm Ludwig XIV. den Plan einer Teilung der Niederlande vor, woran Frankreich, Brandenburg, Kurköln, Pfalz-Neuburg, Münster, Braunschweig, sowie das zur Zeit von der de Wittschen Partei zurückgedrängte Haus Oranien zu beteiligen seien. Für eine halbjährige Politik mußte dieser Plan in jeder Weise verlosend und erprießlich erscheinen, während der Erwägung, ob man nicht den Niederlanden trotz allem helfen müsse, die Neutralitätsverträge bedeutender Reichsstände, ja des Kaisers, mit Frankreich, und dessen direkte Offenbündnisse mit Kurköln-Lüttich und Münster drohend entgegenstanden. In dieser wahrhaften Verlichung hat Friedrich Wilhelm den weiten Blick und alles das bewahrt, was vorhin über seine besonnene



Abb. 53. Kurfürstin Dorothea, zweite Gemahlin des Kurfürsten.  
Gemälde von Bailiant im Königl. Schlosse zu Berlin. Aus dem Cobenzollern-Jahrbuch. (Zu Seite 57.)

Mäßigung gesagt worden; es wird berichtet, wie er damals geäußert hat: Die Zeit könne leicht kommen, wo Ludwig XIV. deutsche Fürsten in die Bastille schicken werde. Aber neutral bleiben wollte er auch nicht; „was neutral zu sein ist,“ so schreibt er in diesen Verhandlungen an Otto von Schwerin, „habe ich schon vor diesem erfahren, und wenn man schon die allerbesten Conditiones hat, wird man doch übel tractiert.“ Es war eben seine Lage, in allen europäischen Verwicklungen von der Memel bis zum Rhein der jedesmal Mitbetroffene zu sein, sich mit entscheiden und einsetzen zu müssen. Und durch jede derartige, notwendig aktive Entscheidung finanzielle Ansprüche an sich gestellt zu sehen, denen sein Land noch nicht gewachsen war. Stand Schwedens Existenz überhaupt auf

Krieg und dauernden Subsidien, so konnte auch er seine gerechten, entweder durch seine Zwangslage oder durch höhere, protestantische und deutsche, Interessen bedingten Kriege ebenfalls nur mit Subsidien führen. In der Lage, auf Unterstützung angewiesen zu sein, hat er sie doch niemals bequem und leicht hingegenommen, wie so manche Reichsstände thaten, als Lohn für unthätiges und schimpfliches Zusehen, sondern wo er sie nahm, sie redlich für ein tapferes Eingreifen oder für herresstarke Bereitschaft verwendet.

#### Die rheinischen Feldzüge 1672—1675.

Gegen die Mehrzahl der eigenen Räte, die zum Teil von Frankreich Gratifikationen nahmen, was jedoch nach dem Zeitgebrauch



ganz offen geschah, entschied der Kurfürst sich für die Niederlande, für die unter anderen auch Dersiflinger mit Nachdruck eintrat. Er hatte von den Generalstaaten fast nur Ungerechtigkeit und Enttäuschung erlebt, hatte sich zuletzt gegen sie verbündet; aber sobald die Erfolgen des protestantischen und flammerwandten niederländischen Staatswesens auf dem Spiele stand, wollte er dieser Vernichtung, woran er selber mit Gewinn beteiligt werden sollte, wehren, wollte mit all seinen Kräften ehrlich dawider helfen. Aber die Generalstaaten begegneten dem Kurfürsten voll Hochmut, suchten ihm die unumgänglichen Mittel feilschend zu versagen und zu schmälern, ihn durch Intriquen zu kompromittieren und auf solche Weise kostenlos auf ihre Seite zu zwingen. Nur durch Friedrich Wilhelms „pure Generereuheydt“, wie die niederländischen Unterhändler selber sagen mußten, kam es am 6. Mai 1672 zum Bündnisse. In zwei Monaten versprach der Kurfürst 20000 Mann im Felde zu haben, deren Sold die Generalstaaten zur Hälfte übernahmen. Diese Verstärkung wäre für die Niederlande längst notwendig gewesen, aber die Schuld lag bei ihnen. Und auch jetzt verzögerten sie die Ueberweisung des Geldes.

Mit 200000 Mann war Ludwig XIV. im Winter 1671/72 losgebrochen, hatte das kölnische Gebiet besetzt, nahm jetzt die flevischen Festungen, von denen man Wesel den Schlüssel des Niederrheins nannte, behandelte das Herzogtum als erobertes Land, besetzte weiter Oberpfalz, Geldern und Utrecht, bedrohte die übrigen Staaten. Die Aristokratengregierung mit ihren 20000 Mann vernachlässigter Landarmee war widerstandslos gegen diese reisenden Fortschritte. Die von de Witt geleitete reiche Republik, die gewöhnt war, unbeschränkten Lobpreis als das schöne Beispiel eines Wanders von Handel und Industrie und von staatsmännischer Weisheit einzuheimfen, lag in der Schwäche und übelangebrachten Sparsamkeit ihrer Wehrkraft am Boden. Die Staatspapiere und die Kompanieaktien fielen erschreckend, alles Geschäftslieben stand still, man grub das Bargeld und die Kostbarkeiten in die Erde; der ganze selbstgefällige Wohlstand und die Einnahmequellen des Landes gerieten in Frage vor den

Friedensbedingungen, die Ludwig XIV. dem geschmälerkten Kleinstaat stellte, welchen er und England, sein Verbündeter, von den Generalstaaten übrig zu lassen gedachten.

Da kam der Widerstand aus dem Norden des Landes, wo man das Haus Oranien proklamierte, den Träger des alten Verdienstes, der allen kraftvollen Erinnerungen und Entschlüsse. Oranje boven! erscholl es zuerst in Vere in Seeland, in Dordrecht und in den Städten der Provinz Holland. Am 2. Juli 1672 ward der 22jährige Wilhelm III. zum Statthalter von Seeland, am 4. Juli von Holland erhoben, die Generalstaaten erkannten ihn als Generalkapitän des Kriegsvolkes an. Und nun that auch die alte ultima ratio dieses Landes, womit sich schon die Bataver einst in germanischer Zeit gegen die Römer geschützt hatten, ihr Werk: der Durchstich der Deiche. Der Rhein, die Pfel, die übrigen Flüsse des Landes wälzten ihre Fluten durch das niedere Land, vor ihrem unerbittlichen grauen Heranrollen gerieten die Franzosen in Stillstand und Not. Am 20. August wurden Jan de Witt und sein Bruder Cornelius durch einen Volkstumult, der sie mit Lynchjustiz dem Prozeßtribunal entriß, umgebracht und in einem grauenhaften Anfall jener unerfättlichen Roheit, wie sie auch die alten niederländischen Kämpfe zur Zeit Maximilians I. kennzeichnet, Glied für Glied zerfleischt und zerstückelt. Die Zukunft stand auf Wilhelm III.

Inzwischen hatte man sich in Wien klar gemacht, die Vertretung des in Lothringen so tief gekränkten Reiches nicht Friedrich Wilhelm allein überlassen zu dürfen. Zwar war am 1. November 1671 durch einen geheimen Neutralitätsvertrag, den man aufrecht erhalten wollte, Frankreich freie Hand zugelassen worden; man wußte aber schon, wie beides zu vereinigen sei. Am 12. Juni 1672 schloß Osterreich den Berliner Vertrag mit Brandenburg zum bewaffneten Schutz des Westfälischen und Magener Friedens, am 25. Juli ein Bündnis mit den Niederlanden. So wurde nun die den Niederlanden zugesagte Armee des Kurfürsten mit den Oesterreichern unter Montecuccoli vereinigt. Dieser Feldherr selber empfand schwer genug die Rolle, zu der er durch die Politik des leitenden Ministers,



Abb. 54. Blumenkranz mit Bildnis der Kurfürstin Dorothea.  
Gemälde von Elliger. (Zu Seite 57.)

Fürsten Wenzel Lobkowitz, verurteilt war, die auch Lisola mit tiefem Schmerz erfüllte. Er hatte gemessenen Befehl, keine Schlacht zu schlagen und den Kurfürsten in allem zu hemmen. Die ganze gemeinschaftliche Aktion sollte nach Lobkowitz' Willen nur das „ungezähmte wilde Pferd Kurbrandenburg durch ein ihm beigeftelltes gezähntes und gelindes Roß befänstigen, damit es sich nicht à corps perdu in eine Partei

würfe“. Gegen beide marschierte Turenne, Ludwigs größter Taktiker und Marschall, aus den Niederlanden in die Grafschaft Mark. Zu Zusammenstößen kam es nicht, da es nicht dazu kommen sollte; während des ganzen Sommers und Herbstes manövierten sich die deutschen Verbündeten entsprechend dem Motto „Immer langsam voran“ nach dem Süden bis über den Main bei Frankfurt, und von da gegen

die Jahreswende wieder nach Westfalen zurück.

In scharfen Auseinandersetzungen zwischen Friedrich Wilhelm und Montecuccoli fehlte es nicht, bis dieser dem Kurfürsten die Wiener Weisung offen mitteilte, und bald, da er selber von der Aufgabe des gelinden Koffes genug hatte, den Oberbefehl niederlegte. Es geschah gerade zu einer Zeit, wo man hätte kämpfen können, wenn man es gewollt hätte, weil der Neutralitätsvertrag formell abließ. Auch unter dem neuen österreichischen Befehlshaber, Herzog von Bournonville, änderte sich nichts.

Unter der Zeit war an allen Stellen und von allen Seiten längst wieder über den Frieden vermittelt worden. Auch der Kurfürst war kriegsmüde bei der bedrückenden Unthätigkeit, zudem waren die Niederlande seit Monaten mit ihren Hilfsgeldern rückständig, er hatte den Sold schon herabsetzen müssen, seine Armee war durch den kläglichen Winter recht demoralisiert, wie war an Fortsetzung zu denken? Daher ging mit Stratmann, dem Vizekanzler des Neuburger Palzgrafens, der zu den Vermittelnden gehörte, der kurfürstliche Geheime Rat Franz Meinders in das Hauptquartier Ludwigs XIV., das sich zu Vöfsem bei Löwen befand. Hier kam es am 16., mit Ratifikation vom 21. Juni 1673, zum Vertrage. Friedrich Wilhelm trat aus dem Kriege, und Ludwig sagte ihm die kaiserlichen Festungen zur endlichen Besiznahme zu. Freilich erregte der Frieden von Vöfsem die Gemüter aller derer, die ihm früher nicht vergönnt hatten zu kämpfen, und einer Anzahl guter deutscher Patrioten dazu. Trotzdem war es noch lange keine Wendung zu den Franzosen hinüber. Friedrich Wilhelm hatte sich vorbehalten, nicht gegen das Reich zu handeln und frei zu sein, wenn das Reich angegriffen würde. Er war persönlich tief bedrückt, schämte sich vor Zerfflinger und anderen Treuen, die über den Sieg Schweinars und Meinders' grölten, verbarg sich zeitweilig mit erklärter Absicht, allein zu sein, in entlegene Jagdreviere. Der französische Gesandte Verjus empfand das bald und berichtete: „Ich bin hier an einem schrecklichen Hofe, wo ich nur Ungewißheit in den Stimmungen des Fürsten und Spaltung unter seinen Ministern sehe. Die Grundstimmung ist nicht gut für uns.“

Was Meinders' anlangt, so blieben die persönliche Berührung mit dem König von Frankreich und mit dessen glänzender militärischer und diplomatischer Umgebung, sowie die Freigiebigkeit des Königs — dessen Gratifikationen Meinders' unbedenklich annahm, während Schwerin sie ablehnte — nicht ohne dauernde Nachwirkung auf den erstgenannten Berater Friedrich Wilhelms. Zunächst ohne einen überzeugenden Einfluß auf diesen. Der Kurfürst hatte wieder einmal zu gunsten Frankreichs neutral werden müssen, aber auch diesmal nur mit innerlichstem Widerstreben.

Damals gab es noch eine öffentliche Meinung, ehe sie der Absolutismus erdrückte. Sie war im siebzehnten Jahrhundert trotz aller Anzuzereien der fremdländischen Roden gut deutsch, und Ludwig XIV. hat das Seinige nicht versäumt, sie, zuweilen in leidenschaftlichen Ausbrüchen, gegen Frankreich zu erregen. Es ist, als ob ein Etwas von ihr in Friedrich Wilhelm treibend wirkt, anders als in den meisten seiner fürstlichen Zeitgenossen, deren Bewunderung, deren stille Sehnsucht der Sonnenkönig und sein Hof sich mehr und mehr eroberten; eben weil sich Friedrich Wilhelms Herrscherauffassung nicht in Standesgefühl und persönlich dynastischen Zwecken erschöpfte, sondern von lauterster Regentenpflicht erfüllt war. Für ihn ist Ludwig XIV. doch eigentlich immer der drohende Reichsfeind, und wenn er trotzdem zu ihm halten muß, ist solches Bündnis lediglich das notgedrungene Ubel; seine Ausdrucksweise klingt jedesmal wie erlöst, wenn er bei der „guten Partei“ d. h. gegen Frankreich stehen kann. Mag heute der geschichtlich denkende Deutsche anders zu Frankreich stehen, als der von 1570 und noch 1850, mögen wir heute für unsere allgemeine Politik mit Frankreich als einem Faktor wie andere zu rechnen wieder begonnen haben, so wäre es darum doch falsch, den besorgten Blick über den Rhein im siebzehnten Jahrhundert einseitig und kurzichtig zu nennen und das Unbehagen, den Born in den Wind zu schlagen, womit die ältere Historikergeneration von der französischen Gefolgshaft damaliger deutscher Fürsten gesprochen hat. Wir können deren Wünsche und Beweggründe kritisch untersuchen und sie auf eine lange Linie ver-



Abb. 55. Ludwig XIV. Gemälde von Pierre Rignard im Museum zu Versailles.  
Nach einem Kohlebrud von Braun, Clément & Cie. in Tornach i. G., Paris und New York.



Abb. 56. Bronzerelief des Kurfürsten.  
Von Veogebe 1671 modelliert.

teilen, von bloßer Eigenjucht bis zu bitterer Notwendigkeit hinüber, aber wir würden unrecht thun, vergäßen wir des Schadens und der Schmach, die das Zeitalter Ludwigs XIV. über Deutschland gebracht hat und gegen die sich Friedrich Wilhelm seiner liebsten Politik nach als vorbeugender Hüter und Kämpfer gestemmt hat, solange er dabei politisch bestehen konnte und andere ihn nicht wegen der guten Gelegenheit verrieten. Österreich und die Kaiserpolitik hatten sich in ihrer Unthätigkeit und ihrer Doppelheuchelei vortreflich befunden, solange Frankreich und die Generalstaaten die Pole des Gegenjages bildeten. Als jedoch Ludwig angesichts der Fortschritte des jungen Dänen und seiner Landesverteidigung sich erinnerte, wie viel bequemere Erfolge ihm auf dem belgischen Gebiet der spanischen Niederlande erblüht waren, da wurde man in Wien wieder besorgt, um so mehr, als der Friede von Boffem die Augen darüber öffnete, daß man ein Spiel wie 1672 nicht unter allen Umständen ungestraft spiele. Es kam zum Sturze Sobtowij', und Monte-

cuccoli erhielt im August 1673 den Oberbefehl, sollte jetzt wirklich kämpfen. England schloß Frieden (19. Februar 1674) mit den Niederlanden, nachdem es die heiße Seeschlacht vor der Düne Rijkduin unweit des Helbers an de Ruiter und van Tromp verloren hatte, und war müde, sich zu gunsten Frankreichs aufzureiben. Die ganze europäische Politik kippte wieder einmal auf die entgegengesetzte Seite. Und Ludwig XIV. that das Seinige dazu. Er nahm die zehn Reichsstädte im Elsaß (außer Straßburg) weg, die der Westfälische Friede Frankreich noch nicht ausgeliefert hatte. Eines seiner Heere fiel in die Pfalz ein und verübte ein gelinderes Vorspiel der grauenhaften Verwüstung von 1689. Ja, Ludwig brachte es so weit, daß die Regensburger Reichsversammlung — die als der immer noch währende Reichs-

tag seit 1663 beliberteerte und überhaupt erst mit dem römischen Reiche im Jahre 1806 zu Ende gekommen ist — daß der Reichstag den Reichskrieg wider Frankreich erklärte. So mußten sich Münster und Rdn von Frankreich trennen; andere Stände verbündeten sich über ihre Reichspflicht hinaus dem Kaiser. Für Friedrich Wilhelm aber trat der Vorbehalt in Kraft, den er im Vertrage von Boffem gemacht hatte.

Frankreich blieb militärisch ein Erfolg, Turenne siegte bei Sinsheim im Elsenzthal unweit Heidelberg über die Kaiserlichen, und auch deren Verbündete waren nicht glücklich. Unter diesen Umständen gewann ein Bündnis mit Brandenburg Wert, das man von Wien aus, solange die Lage erwünscht und hoffnungreich gewesen war, lieber hatte umgehen wollen. Friedrich Wilhelm war durch die Schlacht von Sinsheim lediglich zu thatenlustigem Woffenmut gegen das in Deutschland siegende Frankreich erregt worden. Nun schloß der Kaiser am 1. Juli 1674 im Berliner Vertrage gern mit ihm ab.

Gleichzeitig begannen die reichsfürstlichen Truppen sich im Elsaß zu sammeln; der Kurfürst stellte 20000 Mann, das war mehr, als er verpflichtet war, und war eine besondere Armee. Der Friede von Boffem und die darauf erfolgte brandenburgfeindliche Publizistik wurmten ihn so, daß er offen erklärte, er suche nur seine Ehre und die Achtung der Welt. Vorsichtiger und nüchternere Politik hätte ihn schon damals auf der Hut sein lassen vor Schweden, welches sofort von Frankreich in Betracht gezogen wurde. Am 14. Oktober vereinigte er sich vor Straßburg mit den kaiserlichen und reichsfürstlichen Truppen, die soeben, am 4. desselben Monats, bei Enzheim vor dem siegreichen Turenne gewichen waren. Abermals sah ein kaiserlicher Befehlshaber, es war Bournonville, seine Aufgabe darin, den Kurfürsten zu „zügeln“, diesmal nicht aus politischen, sondern aus persönlichen Gründen ängstlicher Rivalität und dem Zaudern der eigenen Unfähigkeit. Unser beschränkter Unterthanenverstand gewinnt nur ungern eine Ahnung davon und will es immer wieder nicht glauben, wie sehr die Weltgeschichte in allen ihren Phasen durch die kleinliche Eigenliebe maßgebender und entscheidender Personen mitbestimmt wird, welche alle gute Kraft der ehelichen Großen durchkreuzen. Als am 18. Oktober der Kurfürst bei Marlenheim zu kämpfen begann, weil Turennes Stellung sorglos gewählt und die weit weniger günstige war, verschob die Weisheit Bournonvilles die Schlacht auf den nächsten Tag, und der Kampf wurde abgebrochen. Der kollegial beschließende Kriegsrat gab Bournonville recht. Damals war es, daß Verfflinger mit einer groben Aufforderung aus der Sitzung stürzte; er hatte von der ganzen Geschichte genug. Am nächsten Tage war Turenne nicht mehr vorhanden, sondern stand weiter nördlich in sicherer Stellung, wo er erwartete Verstärkungen aufnahm.

Im deutschen Hauptquartier trat jetzt planlose Vielplanerei ein; dabei war die Stimmung aufs höchste gereizt, der ruhige Kurfürst redete von dem Schurken Bournonville, dachte an Abzug nach den Niederlanden. Das Ende waren wieder die geruhjamen Winterquartiere, die in der ganzen elsässischen Ebene von Straßburg bis Basel hin genommen wurden. Noch

einmal schien es, als sollte es zur Entscheidung kommen. An den sanften Westabhängen der Vogesen umging Turenne die deutschen Lager, drang durch die Senkung von Belfort, überraschte die kaiserlichen bei Mülhausen, fügte ihnen empfindliche Verluste zu und rückte nach. Die Brandenburger lagen in Kolmar und Umgebung; zu ihnen, vor dem Eingang des Münsfertals, sammelten sich die übrigen deutschen Truppen, und am 5. Januar 1675 kam es bei Türckheim zur Schlacht. Militärisch endigte sie unentschieden, aber Turenne pries sich auch damit glücklich, weil nur ihr vielköpfiges Kommando die Deutschen verhindert hatte zu siegen. Auf kaiserlicher Seite wurde noch am Abend der Schlacht der Rückzug über Schlettstadt angetreten, so daß die nicht einmal benachrichtigten Brandenburger folgen mußten; vom 11. Januar ab ging das Heer über die Kehler Rheibrücke. Bald stand kein deutscher Soldat mehr links vom Rhein, das Elsaß war aufgegeben.

Ein Feldzug, wie er selbst in damaliger Reichsgeschichte ungewöhnlich jammervoll war, war zum schimpflichen Ende gelangt. Und nun von diesem Hintergrunde aller Misere kaiserlicher Oberleitung sich abhebend die kurbrandenburgische That von Fehrbellin!



Abb. 57. Franz von Reinerde.  
Stich von E. Viekenborff nach Namonbon. (Zu Seite 64.)

### Fehrbellin und Nimwegen.

Auf Frankreichs Seite hatte man die stätliche Beteiligung des Kurfürsten am Reichskriege genugsam gewürdigt, um von vornherein zu wünschen, ihn von der eisässigen Grenze wieder zu entfernen. So waren denn im Jahre 1674 den Schweden die Subsidien neu erhöht worden, für die sie seit Jahren nichts mehr geleistet hatten. Schweden übernahm dafür die Verpflichtung aktiven Vorgehens gegen Friedrich Wilhelm als den Bundesgenossen der mit Frankreich in Krieg befindlichen Niederlande, wodurch ignoriert werden sollte, daß Schweden einen im Reichskriege gegen Frankreichs Angriff befindlichen Reichsstand, logischerweise also das Reich, mit den Waffen überfiel. Am 3. Januar 1675 überschritt der in Pommern stehende Kronfeldherr Karl Gustav Wrangel (Abb. 64) mit fast 13 000 Mann, meist deutschem Werbevolk geringster Sorte, die brandenburgische Grenze und drang unter Eintreibung von Vieherungen und Kontributionen, unter Plündern, Brandschabung und jeglicher Ausschreitung der Soldateska vor. In den märkischen Dörfern und offenen Städten erstand aufs neue die Schwedennot des unvergessenen großen Krieges; Wrangel selber fand in einem verwetenden Armeelerlaß, „daß bei Menschengebenden und solange ich Soldat bin, unter Christen dergleichen nicht mag gehört sein“.

Friedrich Wilhelm, der die böse Kunde in den selben Tagen erhielt, da das Elsaß geräumt wurde, konnte nicht völlig überrascht sein, weil er von den Bemühungen Frankreichs, ihm die Schweden über den Hals zu jagen, durch seine Diplomatie fortlaufend Kenntnis erhalten hatte. Er hatte denn auch im Oktober 1674 die Befestigung seiner Hauptstadt Berlin verstärken lassen. Im großen und ganzen hatte er an einen Einschüchterungsversuch geglaubt. Nun, da der Angriff eingetreten war, erfüllte er ihn mit heiligem Zorn und jener Stärke des Entschlusses, die ein solcher verleiht. „Ich will mich reuandieren,“ schrieb er an Schwerein, „bis ich diese Nachbarschaft los werde, es mag mir darüber gehen, wie es wolle!“ Er sah den historischen Augenblick gekommen, bei geschicktem politischen Vorgehen die Enttäuschungen von 1648 und 1660 wett zu machen. Den Kaiser als

Verbündeten, das Reich, dessen Gebiet überfallen war, rief er an, und in der That war offenbar, daß ein weiteres Vordringen der Schweden, die strategische Verständigung ihrer Operationen mit den Bewegungen der Franzosen auch die Reichsarmee mit der Gefahr bedrohte, zwischen zwei Fronten zu geraten. Indessen, was zu thun war, blieb doch alles Friedrich Wilhelm allein aufgehoben.

Und er konnte noch nicht einmal handeln. Das große Ziel, das er ins Auge gefaßt hatte, erforderte diplomatische Vorbereitung, deren Tempo das übliche langwierige blieb. Schon um von dem bisherigen Kriegsschauplatz sich los zu machen, hatte er seitens seiner Alliierten Mühe, Hemmnis und Verzögerung, die nicht ohne weiteres beiseite zu schieben waren. Er selber ward diesen Winter von böser Gicht geplagt. So lag die brandenburgische Armee vorläufig in den Winterquartieren im mainischen Franken still. Viele glaubten, nach den strupelosen politischen Gewöhnungen der Zeit, an irgend ein geheimnisvolles Einverständnis zwischen ihm und den Schweden.

Diese waren durch die Ufermark in die Mark Brandenburg eingerückt und hielten das Havelland. Sie wollten durch die Ufermark ziehen und sich mit dem Herzog Johann Friedrich von Braunschweig-Hannover vereinigen, der, wenn auch unschlüssig, zu dieser Partei hielt, die ihn mit französischen Subsidien an sich gefesselt hatte. Dann wieder streiften die Wrangelschen Truppen, um zu fouragieren, bis nach Hinterpommern zurück. Die Situationen des 30jährigen Krieges schienen zurückkehren zu wollen, ohne daß Abwehr geschah. Der Statthalter der Mark, Johann Georg von Anhalt (Abb. 67), hatte etliche hundert Mann, und auf die kriegerische Nutzbarkeit der Bürgerschaften war nicht allzu viel Verlaß. Doch that er wader das Mögliche. Das atmärkische Landvolk erhob sich als Landsturm, hielt Grenzschutz auf den Elbdeichen und sammelte sich, wie einst die erbitterten Scharen des großen süddeutschen Bauernkrieges, um eigene Fahnen. Auf dem Banner der Bauern aus den Eichenjümpfen und Moorniesen des Trömling, die seit dem Mittelalter her im Rufe kriegerischer Heldenthaten standen, jedenfalls im 30jährigen Kriege





Abb. 58. Treßlinger. Stich von Joh. Hainzmann. (Zu Seite 71.)



sich auf eigene Faust der Feinde tapfer erwehrt hatten und jetzt um ihren Landrat Achaz von Schulenburg geschart waren, stand geschrieben:

Wir Bauern von geringem Gut  
Dienen unserm gnädigen Kurfürsten und  
Herrn mit unserm Blut.

Die Hauptsache war, daß der Kurfürst die Arme zum Handeln frei bekam. Seinen braven Unterthanen den aushartenden Mut zu stärken, hatte er eine Denkmünze prägen lassen, die umhergezeigt ward: *Dormiendo vigilo*. Sobald die Gicht ihn freigab, war er nach dem Haag geeilt, wo er militärische Verabredungen traf. Sie blieben freilich von praktischer Verwirksamkeit weit entfernt, weil niemand außer Wilhelm von Dranien persönlich sich für seine Sache einsetzte. Und der Kaiser ließ erklären: die Gewinnung Vorpommerns, die er

wohl selber dem Kurfürsten gönne, werde vom Reiche nicht geduldet werden. In der That hatte sich am Reichstag lauter Mißwollen gegen Brandenburgs Befreiung aus seiner Lage und gegen seine etwaige Vergrößerung gezeigt. Wenn man schon Kriegslasten haben sollte, wollte man sie lieber für Fremde als für seinesgleichen erdulden, hatten zwei Reichsstände erklärt, die ganze Reichsmoral der Zeit und die allgemeine Abgunst gegen den Brandenburger naiv enthüllend. Mehr desperat als zuversichtlich ging Friedrich Wilhelm daran, nun ganz auf eigene Faust zu handeln und seinem mißhandelten Lande wenigstens eine Genugthuung zu verschaffen.

Die Schweden waren abermals auf dem Wege von Osten nach der Altmark und Hannover, wobei sie am 13. Mai bei Zehdenick ein kleines Gefecht mit Dragonern der märkischen Besatzungstruppen hatten.

Am 5. Juni brach Friedrich Wilhelm, der vor drei Tagen aus dem Haag zurückgekehrt war, aus der Schweinfurter Gegend auf; so rasch zog er heim, daß ihm gar keine Kunde voraus eilte. Mit einem Teil ging's über den Thüringer Wald, der andere vermied das Gebirge. Am 21. Juni war Magdeburg mit allen Truppen erreicht; aber es war unmöglich, die Infanterie diese Gewaltmärsche noch fortsetzen zu lassen. Für 1350 Russetiere konnten Wagen beschafft werden, mit diesen, den 5500 Kürassieren, 800 berittenen Dragonern und 14 Geschützen, ging's am 22. Juni weiter voran, auf Rathenow zu.



Abb. 59. Turenne. Gemälde von Phil. v. Champaigne.  
Photographieverlag der Photographischen Union in München. (Zu Seite 63.)

Das war die Mitte der schwedischen Stellung, die sich von Brandenburg die Havel entlang bis Havelberg dehnte, wo der Übergang erfolgen sollte. Sie wollten jetzt über Havelberg auf Magdeburg marschieren, wo inzwischen Friedrich Wilhelms rasche Ankunft den, wie es scheint, erfolgreichen Umtrieben eines schwedischen Agenten ihr Ziel setzte. Die Havelübergänge von Dranienburg, Rathenow, Havelberg, die Pässe von Kremen und Fehrbellin waren nebst der Stadt Brandenburg von den Schweden besetzt. Da von Magdeburg aus rasch Vorsorge getroffen wurde, alle Wege nach Brandenburg und Havelberg zu sperren, gelang es in der That, den Schweden des Kurfürsten Ankunft in Magdeburg zu verheimlichen.



Abb. 60. Jan de Witt. Schabblatt von A. Plateling. (Su Seite 62.)

Rathenow liegt auf einer von zwei Havelarmen gebildeten Insel und war wichtig, weil die Straße, die den Fluß begleitete, hier auf das andere Ufer hinüber trat. Am frühesten Morgengrauen des 25. Juni trafen die Brandenburger vor der Stadt ein und griffen von drei Seiten, zum Teil mit Rähnen, an. Der fast 70 jährige Derfflinger (Abb. 58), verwegen wie ein Fahnrich, hatte sich als schwedischer Offizier zurecht gepuht und that, als verfolgten ihn plötzlich aufgetauchte Feinde der märkischen Besatzung. Das feste Reitersüß gelang vollkommen, er kam über die vordere Zugbrücke, aber die angeblichen Verfolger auch, die erste Havelbrücke war genommen, ehe die Schweden recht begriffen, daß die Truppen des Kurfürsten da seien. Zugleich ward an anderen Zugängen und Thoren heiß gekämpft, doch mit Erfolg, und nach mehrstündigem Straßengefecht die Stadt Rathenow eingenommen, der Kommandant Oberst von Wangelin mit dem Rest seiner Leute gefangen. Der Kurfürst stand zwischen den auseinander gerissenen Hälfen der schwedischen Armee, über welche

des erkrankten Reichsfeldherrn Wrangel Bruder Waldemar den stellvertretenden Oberbefehl übernommen hatte.

Nun versuchte Wrangel die Vereinigung mit den Truppen zu Havelberg, wo auch sein etwas erholtter Bruder war, durch eine weitungsführende Rückwärtsbewegung über Fehrbellin zu erreichen. Das Städtchen hatte seinen Namen von einer früheren Fähre (Fähr-Bellin) über den Rhinfluß, der zur Havel geht; seit 1616 war die Fähre durch einen Damm und eine 172 Fuß lange Holzbrücke ersetzt. Der Luch weitungher, der erst seit dem achtzehnten Jahrhundert entwässert worden ist, war Sumpfland oder vielmehr eine federnde Grasdecke, die, über braunem MoorSchlamm schwimmend, nur von ganz Kundigen einzeln begangen werden konnte; wenige Siedlungen darin hatten mangelhafte Wegverbindung untereinander. Im Frühjahr lag das Ganze gewöhnlich als feerartiges Überschwemmungsgebiet mit einigen etwas erhöhten Inseln, und bei dem strömenden Regen jener Kampftage schloß der Luch die Benutzung außerhalb der wenigen Wege vollends aus.

Ohne Verschnaufen von Ross und Mann, nach einem raschen Gottesdienst zu Rathenow, rückte Friedrich Wilhelm am Morgen des 26. den Schweden nach. Es galt, daß Wrangel nicht über den Rhin kam, am entweder nach Habelberg zu gelangen oder andernfalls nach Dranienburg auszuweichen. Jetzt mußten, bei dem Regen und den schlechten Wegen, auch die Musketiere zurückbleiben. Friedrich Wilhelm sandte Streifpartien nach Dranienburg, Kremmen und Fehrbellin, um die Übergänge zu zerstören. Auf die letzte Partie, unter dem Oberstleutnant Joachim Hennigs, kam besonders viel an. Hennigs gelangte thatsächlich, auf schwierigen Wegen, ziemlich früh vor Wrangel, der über Rauen zog, nach Fehrbellin, verbrannte die Brücke und durchstach den Damm. Von da traf er am 27. mit dem Kurfürsten in Rauen wieder zusammen, während Wrangel inzwischen weitergezogen war und, so schnell er auf den durchweichenden Wegen mit Infanterie, Geschützen und der zusammengetriebenen Rindviehheute konnte, über Flatow auf Fehrbellin zuhastete. Eine schwedische Vorhut gelangte schon an dem Tage bis Fehrbellin, wo sie mit Schreck den Übergang zerstört fand; Wrangel selbst nahm bei Flatow für die Nacht sein Lager. Er hatte bei sich 11 000 Mann zu Fuß, 42 Kompanien zu Pferde und 38 Geschütze, Friedrich Wilhelm die früher erwähnten Reiter und Dragoner, welche zu Rathenow nur 50 Mann verloren hatten, und zwölf leichtere Geschütze.

Am Morgen des 28. Juni arbeitete Wrangels Vorhut, nebst gepöhten Einwohnern von Fehrbellin, an der Wiederherstellung der Brücke, er selbst zog mit der Hauptabteilung heran. Man war schon in nervöser Rücksugstimmung. Die nachgehende brandenburgische Vorhut führte der Landgraf Friedrich von Hessen-Homburg, ein 42jähriger Mann, in zweiter Ehe mit des Kurfürsten Nichte, einer Prinzessin von Kurland, vermählt. Er hatte sich schon unter Karl Gustav von Schweden als Soldat ausgezeichnet und sah mit einem hölzernen linken Bein, das silberne Gelenke hatte, zu Pferde, da ihm eine Kanonentugel vor Kopenhagen 1659 das seinige zerschmetterte hatte. 1500 Kürassiere hatte er bei sich und sollte sich „an den Feind hengen“, ihn „engagieren“, bis

der Kurfürst mit der Hauptmasse und den Geschützen heran wäre. Um 6 Uhr erlangte er zwischen Flatow und Tiegow Fühlung mit den Schweden und erbat zugleich mit seiner Meldung den Befehl zum Angriff. Der Kurfürst gestattete dieses. Derfflinger entwickelte einen umständlicheren Plan, hinter den Schweden herum Stellungen jenseits von Fehrbellin zu gewinnen und jene dort zu erwarten. Dieser leuchtete dem Kurfürsten weniger ein, zumal er neue übermäßige und vielleicht doch vergebliche Anforderungen an die Schnelligkeit der Brandenburger stellte; Friedrich Wilhelm war Feuer und Flamme, daß der Feind ihm schon hier „Fell oder Federn“ lassen müsse.

Unterdessen hatte Wrangel eine vortreffliche Aufstellung vor Linum genommen, unter Benutzung einer alten Landwehr mit breitem Graben davor. Er wechselte aber, einerseits um Zeit für die Herstellung der Brücke zu gewinnen, andererseits unruhig und unschlüssig, noch zweimal die Stellung. In der letzten hielt er vor Hatenberg eine flache Düne besetzt und lehnte sich rechts an das Dachtower Gehölz, links an den Rhinluch. Der Landgraf war ihm stets auf den Fersen geblieben, ohne eigentlich angreifen zu können, er hatte noch um Geschütze und Dragoner gebeten. Jetzt kam Derfflinger mit solchen heran, besetzte einige flache Sandhügel bei Dachtow, gegenüber dem aus Reitern bestehenden rechten schwedischen Flügel, mit Geschütz und eröffnete ein wirsames Feuer. Da ging die schwedische Reiterei auf Wrangels Befehl zum Angriff über, vor dessen kraftvoller und überlegener Wucht die brandenburgischen Schwadronen, welche die vier Geschütze Derfflingers bedeckten, zu weichen begannen. In diesem Augenblick kam der Kurfürst heran, sein zorniges Eingreifen brachte die Schwadronen wieder zum Stehen. Und nun wandte sich die ganze Entscheidung hierher.

In dieser unvorbereiteten Beschränkung auf einen Punkt in der Flanke liegt der Charakter der Schlacht. Es war ein feuchter, verhängelter Sommermorgen; unsichtige Nebel, die über den Wiesen und Mooren lagen, ließen keinerlei freieren Überblick zu. Nur so hatten die Schweden versäumen können, die Sandhügel in ihrer rechten Flanke zu besetzen, auf denen nun die Branden-

Brief des  
vom 18. Juni af



Abb. 61. Kurfürst Friedrich Wilhelm. Gemälde von H. Merian d. J.



Abb. 62. Prinz Karl XII, † 1718. Gemälde im Königl. Schlosse zu Berlin.  
Aus dem Hohensoßern-Jahrbuch. (Zu Seite 116.)

burger standen. So wie sie herbei kamen, eines nach dem anderen, in unablässiger Aufeinanderfolge, führten die schwedischen Regimenter ihren Stoß gegen die gefährliche Artilleriestellung; ebenso zusammenhanglos wurden die Brandenburger, wie sie zur Hand waren, Bataillon auf Bataillon, in den Kampf geholt, gutenteils von Friedrich Wilhelm selbst. Ein zweistündiges, atemlos wildes Getümmel mit Degen und Faustrohr, der Kurfürst, der das Regiment des gefallenen Oberst von

Mörner weiterführte, mitten darin. Er selber und Derflinger wurden mehrmals nur mit Not aus dem Handgemenge wieder herausgehauen, Hennigs verwundet. Um 10 Uhr brach die Sonne durch und bligte auf den Klingen. Und nun war's auch entschieden. Die Schweden stellten die Sturmangriffe ein, die Brandenburger saßen auf und drangen von den Hügeln her vor. Nun kamen sie als angreifende Sieger an das Fußvolk, das sich tapfer hielt; von dem schwedischen Leibregiment, dem „blauen



Abb. 63. Kurprinz Karl Ämil auf dem Paradebett.  
Von nicht bekanntem holländischem Meister. (Zu Seite 116.)

Regiment“ aus der Zeit Gustav Adolfs, blieben nur siebenzig übrig, die gefangen wurden, und zwanzig, die entrannten. Wrangel zog sich zurück, und der Kurfürst setzte sich an die Verfolgung. In dieser Phase des Gefechts zerschmetterte eine Stückkugel der schwedischen Artillerie, die den Rückzug deckte, dem neben Friedrich Wilhelm reitenden Stallmeister Froben das rechte Bein, so daß er eine Stunde später starb. Da eine andere Kugel den auffällig sichtbaren Schimmel des Kurfürsten jaß streifte, bestimmte diesen die Witte des Leibreitnechts

Uhle, das Pferd mit ihm zu tauschen, ohne daß übrigens dem Treuen, der sich nun etwas abseits hielt, ein Unglück zugefallen wäre. Homburg mit seinen ermatteten Reitern machte auf den vorherigen linken schwedischen Flügel, der gar nicht im Gefecht gewesen war, einen Angriff, dessen Vergeblichkeit den Kurfürsten sehr ungehalten stimmte; das Weichen der Reiter und ihre Unlust zu nochmaligem Versuch blieb ihm ein Fleck auf der lichten Waffenehre dieses einzigartigen Sieges.

Vor Fehrbellin im Schutze einer früher

von ihnen aufgeworfenen Schanze lagerten die Schweden, die Brandenburger eine halbe Stunde davon bei Tarnow. Die Instandsetzung der Brücke war gelungen und noch abends sowie morgens früh gingen die Schweden regellos, fluchtartig, unter Zurücklassung von fünf Geschützen hinüber, um über Kyritz und Wittstod die Richtung nach Pommern zu nehmen. Sehr mißvergünstigt fand Friedrich Wilhelm am 29. Juni sie abgezogen. Er rückte nach, aber eine wirksame Verfolgung war physisch unmöglich und bei Wittstod ward sie aufgegeben. Seit Magdeburg waren die Leute kaum zur Ruhe gekommen, hatten täglich 30 Kilometer gemacht, nachts ohne Gepäc gelagert; sie konnten nicht mehr hindern, daß die Schweden die medlenburgische Grenze erreichten. Des Kurfürsten Pflichtstrenge zürnte auch deshalb wieder, ebenso wie sein am Schlachttag geschriebener Brief, der dem Statthalter zu Berlin die Siegestunde brachte (Veilage zw. S. 72/73), von Proseßmagen gegen die Säumigen des Prinzen von Homburg sprach. Freilich, solche Großthaten werden eben vollbracht, wenn eine rüchichtslose Selbstanpannung nicht eher um ein Haar breit nachläßt, als bis festgestellt ist, daß die Kräfte der anderen unbedingt nichts mehr gestatten. Des Kurfürsten Seele war doch voller Dank; er hätte nur noch gründlichere Arbeit gewünscht, während er den errungenen Sieg noch nicht ganz über sah.

Der nächste Zweck der Schlacht war ja in der That nicht erreicht, wohl aber der gleichwiegende Erfolg, daß der schwedische Kriegsplan vernichtet war.

Auf dem Schlachtfelde hatte der Kurfürst Hennigs zum Oberst ernannt und ihn als Hennigs von Treffenfeld geadelt. Das Adeln war kaiserliches Vorrecht und ward sonst nur bei Interregnen von Kurpfalz und Kurhachsen als sportelergiebiges Recht ihres Reichsoffiziers eifrig ausgeübt. Zum ersten Male erhob ein Kurfürst von Brandenburg in den Adel aus eigener Machtvollkommenheit, und der neue Hennigs von Treffenfeld ward drum doch ein rechter Edelmann. Er war ein altmärkischer, aus der Nähe des Ortes Bismark gebürtiger Bauernsohn, dessen militärische Laufbahn von der Schlacht bei Warichau bis zum Friedensschluß von 1679 eine Reihe verdienstlicher, tapferer

Kriegsthaten darstellt; 1688, im gleichen Jahre wie sein geliebter Herr, ist er zur Ruhe heimgegangen. Das altmärkische Ulanenregiment Nr. 16 trägt heute den Namen des raschen, kühnen Reiters.

Dem Stallmeister Froben veranstaltete Friedrich Wilhelm im Dome an der Spree zu Cöln eine „hochansehnliche Sepultur“. Es ist die Art aller Sagenbildung, sich ihre Personen nach Willkür zu wählen, sie auch mit leichter Mühe zu vertauschen und die erzählende That ganz nach Belieben zu gestalten. Worin sie immer wahr ist und in wertvollster Weise Geschichte widerspiegelt, das sind lebendig die Motive des Sagenereignisses, die Charakterzüge, welche sie als im Gehehenden wirksam empfindet und verehrt. Die Liebe seiner nächsten Diener, welche den Kurfürsten Friedrich Wilhelm umgab, die in den Tod getreue und opferungsfreudige Selbsthingabe, zu der sein fürstliches Vorbild erhob, die hat die Sage festgehalten, indem sie die Erzählung von Frobens Pferdetausch aufbrachte. Weder die Reden der Trauerfeierlichkeit, noch irgend eine andere zeitgenössische Quelle wissen von seinem Anteil an einem solchen. Das Volk hat bis auf den heutigen Tag seine sondere Art, sich augenfällige, öffentliche Vorgänge plausibel zu erklären; so mag denn die hochansehnliche Sepultur des gefallenen Stallmeisters der Ausgangspunkt einer Verwechslung mit Uhle und ihrer baldigen legendarischen Festurjelung gewesen sein.

Ebenso hat die Sage, als Ausdrucksform volkstümlicher Beteiligung an der Erinnerung des unvergeßlichen Tages von Fehrbellin, den theoretischen Konflikt von militärischer Disziplin und eigener Verantwortungsschwerer Entscheidung, zu dessen Bewußtsein das brandenburgisch-preußische Volk durch seine Geschichte erzogen ward, dramatisiert, indem sie sich der Person des Prinzen von Hessen-Homburg bemächtigte und jenen tragischen Stoff heranbildete, in welchen Heinrich von Kleists Tragödie zur kompositionellen Ausgestaltung noch die Motive der Liebe und des Ruhmes hineingetragen hat. Auch in diesem Falle liegt gar nichts Thatfächliches vor. Die Situation des Prinzen bei Beginn der Schlacht ward durch die Erlaubnis und das rasche Heranrücken des Kurfürsten erlebigt, es hätte höchstens hypothetisch erörtert werden können,





Abb. 64. Carl Gustav Wrangel. Kupferstich von N. Eitan. (In Seite 68.)

welches Maß des Tadels etwa gegen den Prinzen zu erheben gewesen wäre, falls Friedrich Wilhelm sich noch vorbehalten hätte, nach Verflingens Plan erst jenseits Jährbellin zu kämpfen. Allerdings war Friedrich Wilhelm mit des Prinzen erfolglosem Angriff am Schluß des Gefechts unzufrieden. Auch ist eine ganz vorübergehende Verstimmung eingetreten, welche die ersten Gerüchte veranlaßt haben mag, die sich dann von selber modellierten. Aber sie hatte nichts damit zu thun, daß einige Zeit nach der Schlacht der Landgraf die brandenburgische Armee verließ. Er kehrte zu dieser im November schon wieder zurück, und die Gründe des Urlaubs sind ganz persönlicher, geschäftlicher Natur gewesen. Die Brandenburger sind gescheite Leute, und was bei ihnen von Mund zu Mund über Vorgänge bei den großen Herren erzählt wird, gibt sich nicht gern zufrieden, ehe alles einen möglichst konsequenten und einleuchtenden Zusammenhang annimmt, den die wirklichen Geschehnisse oft gar nicht be-  
sitzen.

Ein über alle lebendige Erinnerung der Zeitgenossen hinaus glorreicher Sieg war errungen. Die Schweden waren es, die unbesiegbaren in der Vorstellung der Deutschen, welche geschlagen waren, besiegt von einem wenig über die Hälfte so starken und abgehefteten, ermüdeten Reiterkorps. Die Verbündeten der Barfchauer Schlacht hatten sich miteinander gemessen, und die Branden-

burger waren Sieger geblieben. Ludwig XIV. ließ sich Pläne und Darstellungen der Schlacht vorlegen, in der man seine Verbündeten aufs Haupt geschlagen hatte, und studierte sie mit Eifer.

Was diese Pläne anlangt, welche uns in den zeitgenössischen Werken als Kupfertafeln enthalten sind, so sind sie ohne Quellenwert. Durch Zufälle war die „schräge Schlachtordnung“ zur Anwendung gelangt und hatte sich ohne Plan und Vorbedacht bewährt. Zu der stilgemäßen Kriegskunst jener Tage paßte sie nicht, war eine Art Fehler, und so hat Bartsch, der Urheber des von vielen anderen nachgestochenen Kupferlichplanes, nachträglich die dem Zeitideal besser entsprechende Schlachtordnung hergestellt.

Es steht nicht zu beschreiben, sagt das Theatrum Europaeum, was vor Frohloeden über die Victorie in- und außerhalb Deutschlands entstand. Und wo man in der amtlichen Welt dem Kurfürsten weniger günstig gesinnt war, war doch das größte Aufsehen. Darum vor allem: weil man jetzt sah, was dieses junge brandenburgische Heer zu leisten vermochte, wenn es nicht zusammengekettet war mit kaiserlichen und Reichsvölkern, und welsch ein Feldherr der kurfürstlichen Gebieter war, wenn er das eigene, freie Kommando führte. Damals ist der Name des Großen Kurfürsten durch die Lande gegangen, in einem Volksliede aus dem deutschen Elsaß erklingen, das 1675



Abb. 65 u. 66. Denkmünze auf die Schlacht bei Jährbellin. Im Vordergrunde die Verwundung Frobens. (Zu Seite 76.)

zu Straßburg bei Johann Ristorius als Neues Lied gedruckt wurde: „Der große Kurfürst zog mit Macht“ u. s. w., zu singen im Ton „Gustavus Adolphus hochgeboren“. Wir können wohl nicht glauben, daß gerade dieses Lied ihm den Namen gegeben habe. Vielmehr: mit der That von Jehrbellin ist der Name des Großen da, bleibt in öffentlicher Anerkennung, wird ohne weiteres zur Bezeichnung gebraucht, ja, vielleicht hat der Sieg vom 28. Juni 1675 nur einer nach gesundem Volksinstinkt schon vorhandenen ungewöhnlichen Aufmerksamkeit zum Durchbruch verholfen. Es ist nicht unbedingt der Glanz, die Kühnheit, nicht einmal der Erfolg, was Anwartschaft auf den geschichtlich dauernden Namen des Großen verleiht — einem Friedrich Barbarossa ist er verjagt geblieben. Vielmehr, ihn zu vergeben, dazu neigt in erster Linie das Gefühl einer Nation, eines Staates und seiner Bürger, daß ihrer heimischen Wohlfahrt und Zukunft alles Denken und Vollbringen eines in hoher, freier Männlichkeit stehenden Führers gewidmet sei. Nicht das Heldenumähige an sich, sondern das selbständige vaterländische Verdienst suchen Dankbarkeit und Erinnerung mit diesem ihrem besten Worte zu vergeßen.

Die kurze zweistündige Schlacht am Brandenburgischen Flüßchen Rhin, die die Schweden 2400, die Brandenburger 4—500 Mann kostete, konnte die militärische Lage Europas nicht ändern, wenn sie auch momentan die Schweden in dem Zusammenwirken mit Frankreich unterbrochen hatte. Aber nach einem Worte Noltes trägt jeder Sieg seine weitreichende Bedeutung in sich selbst. Schon darin zeigt sich das unverhältnismäßige moralische Gewicht des Jehrbelliner Kampfes, daß sich nun doch die politische Situation versob. Das Reich fand den Entschluß, Schweden den Krieg zu erklären; die Braunschweiger Fürsten und der Bischof von Münster entsannen sich wieder einmal, daß auch sie ihr Pommern in bedenkllicher Nachbarschaft hatten, nämlich Bremen und Verden, und wollten zum Angriff übergehen; die Niederlande führten ganz veränderte Sprache; Spanien gewann Hoffnung, den Pyrenäischen Frieden gegen Frankreich wieder herzustellen. König Christian von Dänemark aber kam mit Friedrich Wilhelm zu Gadebusch zusammen



Abb. 67. Johann Georg II. von Anhalt-Desau, 1627—1693, brandenburgischer Feldmarschall, Statthalter u. Kurfürstlich von Merian. (Zu Seite 68.)

und am 25. September 1675 verbündeten sich beide zur Eroberung Vorpommerns für Brandenburg, der Insel Rügen für Dänemark.

Und so beginnt nun der offensive Abschnitt dieses hoffnungsfreudigen Krieges, eine fortgesetzte Kette weiterer Verluste und Niederlagen für die Schweden. Freilich hielt sie den Kurfürst auf Jahre im deutschen Norden und Nordosten fest, während sich später erweisen sollte, daß sein Ziel, der Erwerb Vorpommerns, nur durch eine Mattsetzung Frankreichs zu erreichen gewesen wäre, und hierfür war die militärische Mitwirkung dieses tapferen Führers und Politikers eine schwer entbehrliche Vorbedingung. Daß ihm seine Mitwirkung im deutschen Südwesten genugsam durch Österreich verleidet war, daß er an ihrem Nutzen zweifeln konnte, ist wieder eine Sache für sich. So aber behaupteten sich Ludwigs XIV. Feldherren auf den westlichen Kriegsschauplätzen. Auf denen des Kurfürsten war lauter Erfolg, wenn auch zum Teil durch Belagerungen verzögert. Die Odermündungen und ihre Inseln, die Städte Anklam und Demmin, das ganze flache Land Vorpommerns, die schwedische Stadt Wismar wurden im Laufe von

1675 und 1676 besetzt, die Schweden vermochten nur Stettin, Stralsund, Greifswald, Rügen noch zu halten. Und jetzt entfaltete Brandenburg seine Flagge auch auf dem Meere. Wir werden hieron an anderer Stelle für sich erzählen, da diese Operationen, so geeignet sie den Krieg begleiteten, doch immerhin nicht seinen Verlauf bestimmten.

Auch in diesem Siegeslaufe befand sich Friedrich Wilhelm, was er durch eine größergedachte Politik zugleich anderen wiedergewinnen könne und müsse. Er wollte helfen, für Österreich das Elsaß, die Wiege der Habsburger, wieder zu erobern, wenn der Kaiser helfen wollte, daß der künftige Friede ihm Pommern bringe. Klar sah er jetzt, mitten im Erfolge, das aus dem Rückblick der Historie vorhin schon Angedeutete voraus, was später der Nimweger Frieden in bitterster Wahrheit bestätigten sollte: Schweden konnte gänzlich nur durch die Niederlage Frankreichs besiegt werden. Aber der Kurfürst wurde in Wien unlustig abgewiesen; was bedeutete der Ostmacht noch der etwaige Erfolg solcher deutschgedachten Anerbietungen? Kaum mehr als eine lästige und gefährliche Verpflichtung, auch im Westen Vormacht zu bleiben. Was Friedrich Wilhelm erreichte, war die kaiserliche Zusage, den Kurfürsten mit Pommern zu belohnen, sobald der Friedensschluß es ihm zusprechen würde. Das schien doch nach Ehrlichkeit und Logik zu bedeuten: die kaiserliche Hinnneigung zu einem detartigen Frieden. Wie konnte diese überhaupt bezweifelt werden, da ein solcher Friede die Wiederherstellung des eigenen Hausrechtes für das Reich enthielt, dessen Haupt der Kaiser war, und da beide Fürsten verbündet im gleichen Kriege standen? So gab sich der Kurfürst mit einfachem Vertrauen zufrieden und brauchte nunmehr die Kraft, die ihm nicht vergönnt war, an jenes umfassendere Vorgehen gegen Frankreich zu setzen, desto energischer in Pommern.

Im Oktober 1676 war die — zunächst unvollständige — Belagerung von Stettin begonnen worden. Die Stadt hatte 8000 Mann Besatzung, reichliche Vorräte und, worauf es ankommt, in dem General von Wulffen einen entschlossenen Kommandanten. So zog sich auch nach der energischen Wiederaufnahme im Sommer 1677 die Belagerung hinaus. Aber Friedrich Wilhelm brachte

206 Geschütze und möglichst viel Truppen heran und beschoß die Stadt auf mördertische Weise. In den letzten Tagen des Jahres drangen die Belagerer mit ihren Werken bis an den Hauptwall vor und vermochten einen Teil von ihm durch Minen zu zerstören. Vor dem entscheidenden Sturm kapitulirte Wulffen, der nur noch wenige gesunde Kämpfer hatte, am 22. Dezember, und am 6. Januar 1678 zog der Kurfürst als Sieger ein. Darauf half er den Dänen, nicht ohne anfängliche Mißerfolge, Rügen erobern und wandte sich schließlich gegen die beiden von den Schweden allein noch besetzten festen Städte, Stralsund, dessen Verteidiger Graf Königsmark (Abb. 75) vorher auf Rügen befehligt hatte und die gleiche Hartnäckigkeit wie Wulffen voraussetzen ließ, ward seit Ende September 1678 belagert, vom 20. Oktober an aus 65 Kanonen und 20 Haubitzen beschossen, so daß schon in der nächsten Nacht eine Feuersbrunst ausbrach. Doch übergab der von der geängsteten Einwohnerschaft gebrängte Königsmark die Stadt erst am 25. Oktober. Jetzt sah auch Greifswald keine Hoffnung mehr und kapitulirte am 16. November. Pommern war frei, kein Schwede stand hier mehr auf deutschem Boden. (Abb. 69 ff. u. Beilage zw. S. 80, 81.)

Auf möglichst erlatanten Waffenerfolg und auf gegenseitige Zuverlässigkeit im Bündnis hatte der Kurfürst seine Sache gestellt und sah den erhofften Lohn aus immer mehr greifbarer Nähe winken. Als Schweden ihm Sonderfrieden angeboten hatte, war er nicht darauf eingegangen. Bald danach freilich mußte er das Bündnis, dem er Treue hielt und auf das er sich verließ, zerbröckeln sehen. Die Generalstaaten waren zweideutig, der Kaiser trug als Preis für französische Zugeständnisse an Habeburg den Schweden die Rückgabe Pommerns an. Dazu bemühte sich Frankreich, Polen in Aktion zu bringen, und um die Zeit, da Stralsund und Greifswald fielen, gelang es ihm, die müde Stockholmer Regierung zu neuen Versuchen anzustacheln, das Spiel des Schwedeninbruchs von 1674 an anderer Stelle wiederholen zu lassen, in Preußen. Feldmarschall Graf Horn drang im November 1678, begünstigt durch polnische Durchmarsch-Erlaubnis, mit 16000 Mann in das von Truppen entblößte Land ein.

\_\_\_\_\_

Das Landesaufgebot, durch dessen heuchlerische Anpreisung die Stände früher bemüht gewesen waren, die militärischen Forderungen des Kurfürsten abzuwenden, versagte durchaus, die Schwedennot war allgemein. Inbeson politisch war der Schlag nutzlos, Horn hatte viel zu lange gezögert, jetzt war der Krieg in Pommern, den er verwirren und unterbrechen sollte, gerade zu Ende.

Der Kurfürst hatte sich Ende November auf einer Zusammentkunft zu Doberan mit dem König Christian V. von Dänemark über die Fortsetzung des Krieges neu geeinigt und gleichzeitig den General von Görke (Abb. 79) mit 5000 Mann von Greifswald weg voraufgeschickt, die übrigen Truppen alsbald nachbeordert. In den ersten Tagen des Jahres 1679 eilte er selber, trotz Gicht und einem

Brustübel, mitten durch die strenge

Winterkälte den Truppen nach. Dies waren außer den Görke'schen 9000 Mann, davon 6000 Berittene, nebst 34 Geschützen. Die Schweden dachten nicht an Widerstand gegen ihn; seit Fehrbellin war es mit der alten Zuversicht vorläufig aus. Ueberdies waren Horns Leute mittelmäßiges und geringes Volk, welches, nach vorher kümmerlicher Haltung und Verpflegung, im Herzogtum durch die fetten Einlager und Beutezüge eine Art ostpreussisches Capua gefunden hatte und vollends demoralisiert war. Horn

wollte zurück, es handelte sich also darum, ihn nicht entwischen zu lassen. Am 21. Januar hatte Friedrich Wilhelm bei Marienwerder die Truppen eingeholt, und weiter ging es in neuen Gewaltmärschen über die unermeßlichen Schneeflächen des Landes. Dann über das feste Eis des Frischen Haffs: ein herrliches und seltsames Winterbild wie ein gewaltiges Mastenfest, die Infanterie auf vielen Hunderten requirierter Schlitten,

die Inlassen guter Dinge, belustigt, die Trommler aus ihren Schlitten den Dragonermarsch wirbelnd, die Fahnen im Winde. Am 26. Januar ward Königsberg auf dem gefrorenen Pregel erreicht. Mit den Solennitäten eines Empfangs hielt sich hier Friedrich Wilhelm nicht auf, sondern nahm sie schriftlich entgegen. Er übernachtete im Schloß, die Truppen zogen sofort durch. Atem-



Abb. 68. In Eisen geschnittene Statuette des Kurfürsten Friedrich Wilhelm (als Bellerophon die Chimäre tödend). Von Vergebe.

los geht die wilde Jagd weiter, in Schnee und Eis, so ganz anders und doch wieder ähnlich wie einst durch das deutsche Frühlingsland, vor dem Tage bei Fehrbellin. Noch einmal, über das Kurische Haff, geht es auf den vor Frost klirrenden und donnernden Eisflächen dahin — wieder auf endloser Fläche die Schlittenmastenrade mit Trommelschlag und starrenden Riten —, dann auf Heidekrug zu, dem von Tillit nach Memel fliehenden Feinde entgegen. Ihn ganz festzuhalten und ihn von links

zu überflügeln, glückte nicht. Aber Hennigs von Treffenfeld hatte mit einem gesonderten Streifcorps, das auf dem Festlande mitjagte, am 30. Januar vier Regimenter aufgerieben und zehn Feldzeichen erbeutet, Görzke die schwedische Nachhut bei Splitter in der Gegend von Tilsit gefaßt. Horn konnte keinen größeren Kampf mehr wagen und nur noch vermeiden, von dem Zusammentreffen der brandenburgischen Ab-

nach. Sie brauchten nur den am Wege liegenden Leichnamen von Schweden, die verhungert oder von den armseligen, vollends ausgeraubten Bauern umgebracht waren, nachzuziehen. Erst als Horn knapp vor ihnen hinter die Wälle von Riga gelangte, kehrte auch Schönning um. Von 16 000 Mann brachte Horn höchstens 3000 heim. Es war in dem an sich kleineren Massenverhältnis des siebzehnten Jahrhun-

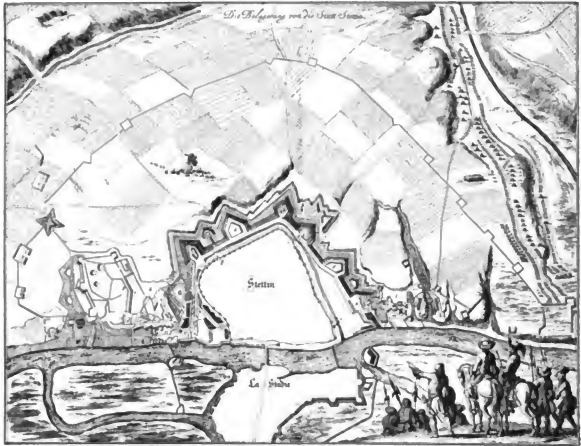


Abb. 60. Plan der Belagerung von Stettin 1677, von Osten genommen. (Zu Seite 80.)

teilungen gefaßt zu werden, er gab den Marsch auf der Straße nach Memel auf. Es war ein böser, böser Weg, den er nun durch das schwer passierbare, öde Samogittien nehmen mußte. Der Kurfürst jagte auch hier hinterdrein, mußte aber am 2. Februar wegen der eigenen völligen Erschöpfung und der seiner Truppen Halt machen. Aber noch blieb Hennigs am Feinde, und ferner sandte der Kurfürst den General von Schönning (Abb. 78) mit 1000 Reitern und 500 Dragonern den Fliehenden bis nach Livland, welches damals schwedisch war,

derts ein Rückzug gewesen wie später derjenige Napoleons aus Rußland.

Militärisch war nichts mehr zu thun. Es ist bezeichnend für die Konzentration aller Sinne des Kurfürsten auf den Feldzug, daß sich aus den letzten Monaten keinerlei diplomatischer Aktenwechsel zwischen Wien und Kurbrandenburg im Wiener Archive findet und daß überhaupt, während man sonst ein fortwährendes Aktenaufhäufen des Fühlhaltens nach allen Seiten gewöhnt ist, diese Zeit für die brandenburgische diplomatische Thätigkeit eine Art Pause bildet. Ein epi-



sodischer Versuch des Kurfürsten, abzuschwenken, wird noch auf dieser Seite zu erwähnen sein. Daß er sich dann wieder gänzlich beruhigte, ist um so bemerkenswerter, als die allgemeinen Friedensverhandlungen neuerdings in den vorderen Gesichtskreis getreten waren, welche wieder schon seit Jahren, seit 1676 zu Nimwegen, begonnen hatten. Sie waren nunmehr endlich aus dem Stadium der Ceremonien und Einleitungen, der weilläufigen Formalitäten und Rangstreitigkeiten herausgekommen, denn seit 1678 eilte es Frankreich mit dem wirklichen Frieden.

Die Politik solcher Mächte, wie der damaligen Niederlande, ist immer in ganz primitiver, um nicht zu sagen natver Weise, die eben dadurch brutal genug sein kann, mit ihren materiellen Interessen identisch. Ihnen bot Ludwig einen vorteilhaften Handelsvertrag, und am 10. August 1678 machten sie zu Nimwegen Frieden, ließen den Kurfürsten im Stich. Spanien sollte der Krone Frankreichs die Freigrafschaft Burgund und eine Menge belgischer Plätze lassen, aber das übrige wiederbekommen, und die seitlich gewordene Macht gab sich mit diesen Bedingungen zufrieden, zumal letztere von Ludwig mit den Generalsstaaten oder vielmehr der zur Erholung gelangten Aristokratenpartei verabredet waren. In der österreichischen Regierung war eine Anzahl der bestgeachteten Stimmen für Fortsetzung des Krieges. Aber ihnen gegenüber gab die Erwägung den Ausschlag, daß das Verharren unter den Waffen dem Kurfürsten von Brandenburg zu Gute kommen mußte; der Kaiser, wird erzählt, habe zur Zeit der pommerschen Siege Friedrich Wilhelms gesagt, er wolle nicht helfen, daß ein großer Wandalenkönig an der Ostsee entstehe. (Nebenbei gesagt, ein Ausdruck, welcher auf der von den Humanisten aufgebracht gelehrten Durcheinanderwerfung der Wandalen und der vormaligen ostelbischen, slavischen Wenden beruhte, wie denn speziell auch das ehemals obotritisch-wendische Mecklenburg als wandalisches Land bezeichnet wurde.) Frankreich erklärte in Wien, es werde die zur Rückgabe an Spanien bestimmten Gebiete nicht eher herausgeben, ehe den Schweden alles Verlorene wiedergegeben sei. Die Politik Ludwigs XIV. war in dieser Zeit die zuverlässigste von allen, das schätzte auch Friedrich Wilhelm an ihr. In der Lage, immer von neuem auf die böse Gesinnung seiner eigenen Verbündeten aufmerksam zu werden, hatte er während der pommerschen Erfolge von 1678 auf etwas überstürzte Weise Annäherungen an Frankreich herbeiführen wollen, nicht durch seine berufene Diplomatie, sondern durch persönliche Unterredungen mit Gesandten und Agenten des französischen Ministers Pomponnes, schließlich zwei-

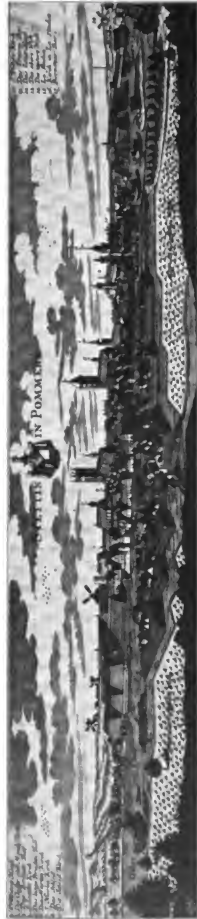


Abb. 70. Ansicht von Stettin aus dem Ernterfögen Eitsaalkampfen. (S. Seite 77.)





Abb. 71. Kurfürstliche Kompagnie-Standarte. 1677.

mal durch direktes Schreiben an Ludwig XIV., und hatte für den Lohn Pommerns sein Bündnis mit Frankreich angeboten. Nicht leichtes Herzens, sondern um auf diesem Wege das Seinige zu retten. Er war vollkommen abgewiesen worden. Nun erneuerte Friedrich Wilhelm seine glühenden, stürmenden Mahnungen in Wien. Mit der eilenden Siegesbotschaft von der Vernichtung der schwedischen Armee in Preußen meldete er zugleich die Absicht, mit aller Mannschaft an den Oberrhein zu ziehen, Frankreich zu bewältigen, den elßässischen Raub von 1648 heimzubringen und die Herrschaft der Frem-

dieses keine Vollmacht hatte (und sie erst am 21. März nach vollendetem Faktum bekam). Ludwig XIV. erhielt Hünningen und die Stadt Freiburg. Dieser wichtige und feste Punkt am Fuße des Schwarzwaldes, der die große Verkehrsstraße von Basel nach Frankfurt, sowie den Übergang vom Rhein durch das Dreisamthal und die Wagensteig nach dem inneren Schwaben beherrschte, eine schöne Stadt mit prächtigen baulichen Erinnerungen deutsch-mittelalterlicher Bürgertüchtigkeit, ward somit Frankreich als Bräutendopf weiterer Vergewaltigungen des

den in deutschen Reichsangelegenheiten zu brechen. Er war wieder einmal bei seiner Herzenspolitik angelangt, in die er sich aus dem wirren, vielfädigen Durcheinander der damaligen gefinnungslosen Staatskunst doch immer spontan zurückwerfen ließ — trotz des nicht geringen Respektes vor Ludwig XIV., der die meisten, wenn nicht alle magnetisch zu diesem zog, und trotz seines Mißtrauens gegen den Kaiser und dessen maßgebliche oder unverantwortliche Ratgeber. Tatsächlich war das Mißtrauen nur allzu berechtigt; man wußte in Wien schon nach den pommerschen und vor den neuen preussischen Erfolgen des Kurfürsten, was zu thun sei. Am 5. Februar 1679 schloß zu Nimwegen der Kaiser den Frieden ab für das — übrigens erst kürzlich mit seiner Kriegserklärung fertig gewordene — Reich, obwohl er für

Reiches schmachvoll preisgegeben. Und dann sorgte Ludwig für Schweden. Diese total geschlagene Macht, der Reichsfeind des Regensburger Reichstages, bekam durch den Friedensschluß des Kaisers alles 1648 erlangte deutsche Gebiet zurück, doch erhielten Braunschweig, welches den Schweden Stade abgenommen hatte, und Münster für ihre Verzichtse keine Entschädigungen. Vor jedem Schaden hatten sich die Niederlande bewahrt, deren Rettung sich Friedrich Wilhelm in ihrer schwersten Zeit 1672 aus „purer Genereuzheit“, wie sie selber nicht verkennen konnten, aus weitblickender, selbstloser Hochherzigkeit zur Aufgabe gesetzt hatte und die nur ihm die Hilfe des Kaisers sowie andere günstige Wendungen verdankten.

war, sie zu erneuern, hatte es noch die schnellste, kleinlichste Preisgabe, die fast Verrat und Bergewaltigung des Reiches war, hinzugefügt. Und die Niederlande hatten schon vorher nicht minder engherzig und kurzfristig gehandelt, selbst wenn von Dankbarkeit gar nicht gesprochen werden sollte. Daß Friedrich Wilhelm selber vorübergehend an Verständigung mit Frankreich gedacht, war doch nur die notgedrungene Folge der niederländischen und kaiserlichen Haltung gewesen. Außerdem wußten die, die ihn nachher im Stiche ließen, nichts davon; womit aber nicht etwa er entlastet werden soll. Politisch makellos ist Friedrich Wilhelm auch nicht; aber er begeht solche gelegentlichen Übereilungen (denn das ist es in unserem Fall) aus der tiefen Bestimmung

### St. Germain.

Auf der Höhe aller jungen Erfolge, während seiner Raft zu Pillau von der Schwedenjagd, erreichte den Kurfürsten diese schlimme Botschaft. Er war preisgegeben, er, der eigentliche Sieger, um alles gebracht! Was konnte man ihm vorwerfen? Daß er, statt seinen Feind zu schlagen und zu jagen, mit am Rhein hätte kämpfen sollen? Hatte er dies nicht mehrmals gewollt, sich noch in diesen Tagen wieder, sobald er eben frei wurde, angetragen? Früher, als Friedrich Wilhelm mit am Rheine stand und zum Kampfe drängte, war Österreich zu seinem und des Reiches Schaden zu kurzfristig, zu lahm und eiferüchtig für eine wirkliche, frische Aktion gewesen. Jetzt, da es möglich



Abb. 72. Kurfürstliche Kompagnie-Statute. 1677.

des impulsiven, schwer enttäuschten Mannes. Er vermag doch niemanden, der's gut mit ihm meint, mit kaltem Blute zu täuschen und er will Osterreich als seinem Verbündeten stets aus freien Stücken auch gönnen, trägt ihm Wahrung und Revindikation des kaiserlichen Gebiets, nebst seiner Hilfe dazu, mit voller Ehrlichkeit an. Es thut nicht not, aus neuester Objektivität, die sich in dem verschlungenen diplomatischen Getriebe etwas verbiebert, und aus ungerecht übertreibender Sorgfalt, die den redlich sich mühenben Mann verkleinern zu müssen glaubt, diesen grundbestimmenden Sachverhalt zu verwischen.

Was sollte er thun? Sollte er gegen Frankreich und Schweden, gegen den vom Reiche geschlossenen Frieden den Kampf allein fortsetzen, bestenfalls von Dänemark, das in ähnlicher Lage wie er war, nach dort vorhandenen Kräften unterstützt? Es war militärisch, finanziell, politisch unmöglich. Schon hatte Marschall Créqui die Grafschaft Mark verwüstet, rückte gegen die Weser, gegen das Fürstentum Minden heran. Der Kurfürst mußte an Nachgeben denken. Wieder war Meinders mit den Verhandlungen beauftragt, die zu St. Germain en Laye stattfanden, der Residenz König Ludwigs, welcher

gerade in diesen Jahren Versailles erst auszubauen begann. Ohne die besondere Genehmigung des Kurfürsten erst einzuholen, that Meinders das Notwendige und schloß am 29. Juni 1679 den Frieden ab. Eine Grenzregulierung an der Oder im Sinne unanfechtbarer brandenburgischer Rechtsansprüche und die Herausgabe auch der zweiten Hälfte der hinterpommerschen Seezölle, mit anderen Worten die endliche annähernde Herstellung der Absicht des Westfälischen Friedens, dazu 300 000 Thaler, die Ludwig aus freien Stücken zahlen wollte, das waren die kleinen Verträge für alles schon zu Nimwegen bereitete Unrecht, welches der Kurfürst nun durch Ratifizierung des Friedens von St. Germain (am 13. Juli) hinnehmen mußte. Das 1637 ererbte Vorpommern



Abb. 73. Kurfürstliche 'Compagnie'-Standarte. 1677.

blieb auch weiterhin verloren. Damals ist eine brandenburgische Medaille geprägt worden mit dem Vergilvers:

Exoriare aliquis nostris  
ex ossibus ultor!

Friedrich Wilhelm mußte die Sache seines Staates stellen auf das langsame oder späte Walten geschichtlicher Nemesis. Eine um nichts bekümmerte Rücksichtslosigkeit, vor der auch die numerische Übermacht zögernd zurückschridt, hätte der Sieger von Jehr-  
bellin noch nicht für sein Recht einsetzen können. Vorläufig triumphierte das ironisch schmunzelnde Behagen, zu dem sich die ihrem Handel zurückgegebenen Wynnheers, das kaiserliche Oesterreich nebst Spanien, das protestantische Schweden und England mit dem stolzbewußten Frank-

reich gegen das unbequeme Aufstreiben dieses jungen tapferen Brandenburg zusammenfanden, über alles hinweg, was sonst sie Größeres trennte. „Es ist gut auf den Herrn vertrauen und sich nicht verlassen auf Menschen,“ das war der Text, welchen Friedrich Wilhelm für die Friedenspredigt ausuchte.

Und dennoch — ob es nicht in größerem Sinne gut war, daß es diesmal wieder so gekommen war? Ranke hat betont: Brandenburg blieb desto notwendiger darauf angewiesen, seine Entfaltung auch in weiteren Generationen sowohl politisch wie militärisch als norddeutsche Landmacht zu suchen, anstatt ein mittlerer Seekstaat an der Ober zu werden, der der Gefahr der Selbstzufriedenheit erliegen konnte. Mit



Abb. 74. Kurfürstliche Kompagnie-Standard. 1677.

anderen Worten: anstatt in Verhältnisse sich einzugewöhnen, die wir etwa denjenigen Dänemarks vergleichen können.

Wie dem nun sei, wenn Friedrich Wilhelm die Lage überschaute, ein Eindruck inmitten alles Gefühles zorniger Weelendung drängte sich von neuem auf: verläßlich als Verbündeter war Frankreich durch alles hindurch geblieben. Schweden, dessen Ruhm und eigene Machtstellung in Europa durch den Kurfürsten zerstört worden waren, verdankte seinem Verbündeten, daß es wenigstens äußerlich — was allein möglich war — noch einmal alles rettete. Und 1667/68 war Frankreich auch für Brandenburg verläßlich gewesen; durch Ludwig XIV. war Friedrich Wilhelm endlich zu seinen fleveschen Festungen gekommen,



Abb. 75. Graf Otto Wilhelm von Königsmark, schwedischer Befehlshaber in Pommern. Aus dem Hohenollern-Jahrbuch. (Zu Seite 80.)

die ihm die niederländischen Freunde vorenthielten. Wir dürfen auch nicht übersehen, die Franzosen waren zwar die herkömmlichen Feinde Habsburgs, aber für die deutsche Empfindung immerhin noch nicht diejenigen, die sie durch den Raub von Straßburg, die Nordbrennerereien in der Pfalz und am Rhein, sowie durch alle jene weiteren Vergewaltigungen geworden sind, denen wir erst 1870 einen gründlichen Kiegel vorgeschoben haben — womit diese für lange Zeit historisch gewesene, in der allgemeinen Weltlage sonst wenig begründete Feindschaft ihren Kreislauf vollendet hat. Friedrich Wilhelm befand sich in einem jener Momente, wo auch den altruisch sich einsetzenden, das Eigene

nur aus dem allgemeinen Recht und Wohl verstehenden Menschen der Entschluß überkommt: jetzt endlich einmal bloß für das Seine sorgen und dasjenige thun zu wollen, was schlechtweg das Gescheite und praktisch Naheliegende ist. Das aber war die Annäherung an Frankreich. Zu was denn sich noch einsetzen für dieses Kaiserthum, das ihn verriet, sich opfern für dieses abgelebte Reich, das sich beinahe geschmeichelt fühlte, von dem glanzvollen Franzosen vergewaltigt zu werden, und Ja und Amen sagte, wenn man wieder ein Stück von ihm abriß? Ein Herabsteigen von bisheriger Höhe blieb es freilich, nicht mehr Politik zu führen, die brandenburgisch und deutsch zugleich war. Und über-



Abb. 76. Belagerung von Stettin, 1678





. Etich von Stom. de Hooghe. (Zu Seite 80.)





Abb. 77. Allegorie auf die Huldigung Pommerns vor Friedrich Wilhelm und seiner zweiten Gemahlin Dorothea.

dies ließ Ludwig, der selbstsichere Sieger, ihn warten, mutete der brandenburgischen Bündnisgesinnung eine Art Antichambrieren zu. Endlich am 25. Oktober 1679 durfte Meinders, der damit eigene, persönliche Neigungen sich erfüllen sah, das geheime Bündnis zu Saint Germain abschließen. Brandenburgs Zusagen waren Versprechungen für zunächst nicht aktuelle Fälle: Durchzugserlaubnis für französische Truppen, Eintreten für die polnische Königswahl des Sohnes König Johann Sobieskis, aber auch bei künftiger deutscher Kaiserwahl Abgabe der Kurstimme gegen Habsburg und für Ludwig XIV., für den Delphin oder für sonst einen dem König genehmen Bewerber. Friedrich Wilhelm erhielt die Gewährschaft seiner bestehenden Rechte einschließlich dessen auf Jägerndorf, ferner auf

zehn Jahre je 100 000 Livres. Das erndglichte ihm nach dem langen erschöpfenden Kriege, seine Truppenmacht ungeschwächt zu erhalten, da der Kaiser, Spanien, die Niederlande die im Bündnisvertrag ausgemachten Hilfgelder einfach nicht gezahlt hatten. Allerdings: Brandenburg stand jetzt zu Frankreich in keinem anderen Verhältnisse mehr, als etwa Kuröln oder nach neueren Verträgen auch Bayern und Kurpfalz. Und bei einer Erhöhung jener französischen Subsidien im Januar 1681 versprach der Kurfürst dem König Ludwig XIV., falls dieser angegriffen würde, seinen Beistand, ohne daß er untersuchen werde, ob Frankreich im Recht oder Unrecht sei. Eine Zusage, die einem Friedrich Wilhelm erst besonders abgerungen werden mußte, in gewisser Art ein Achtungserweis, den Lud-



Abb. 76. General Hans Adam von Salding. Stich von Fleischmann.  
(Zu Seite 82.)

wig XIV. gerade ihm zollte, und eine Bindung, von der Ludwig empfand, daß er sie extra im voraus haben mußte. Nur er wußte, zu was er sie haben wollte: er machte sich an die „Reunionen“ und am 30. September 1681 raubte er Straßburg.

Dieses starke Bollwerk fehlte ihm im Elsaß noch allein, des Volksliedes „wunderschöne Stadt“. Und wie schön war sie wirklich, diese alte Reichsstadt (Abb. 80—82), wenn man sie nur heute nicht danach betrachtet, wie die angewelschten Gassen ihrer älteren Stadtteile verglichen mit sauberen, freundlichen, jünger aufgeblühten deutschen Städten und mit den neuen deutschen Stadtteilen von Straßburg selbst erscheinen. Vielmehr, die Vorstellung muß sie sich rekonstruieren, wie sie dalag im grünen fruchtbaren elsässischen Lande, groß und mächtig

mit ihren Mauern, Schanzen, Thoren und Türmen, mit dem hoch über das alles hinaus ragenden herrlichen Münster, und am Abendhorizont mit dem schönkuppigen Hintergrund der Vogesen. Es war reine Gewaltthat, was Ludwig unternahm, kein straßburgischer Bürgerverrat war dabei, der mächtige König brauchte das auch gar nicht. Nun hielt er die starke Reichswehr, die große deutsche Stadt an der Ill und am flutenden Rhein in seiner Hand, zu Freiburg hinzu noch Straßburg!

Es war eine Lage, die Osterreich und die Kläglichkeit der Reichsstände geschaffen hatten, war längst verschuldetes, nun erfülltes Geschick. Eben drum mußte Friedrich Wilhelm jetzt still halten hierzu. Es betraf ihn aufs tiefste, überraschte ihn durchaus, an derartiges war für ihn nicht zu

denken gewesen. Das sei ja offener Bruch des Westfälischen Friedens, warf er dem französischen Gesandten in Berlin, dem Grafen Rébenac vor, und Ludwig habe ihn nicht einmal von seinem Vorhaben in Kenntnis gesetzt. Nun sah er erst, was es hieß, gegen einen Angriff, den Ludwig bei Recht oder Unrecht treffen würde, für dessen Partei verpflichtet zu sein. Auch sonst erblickte er überall, in seiner nächsten Nähe französische Fesseln. Rébenacs gewinnende Persönlichkeit war ihm angenehm geworden, er hatte, alternd und in menschlicher Vereinsamung, in ihm einen wohlthuenenden Umgang, für die aufstrebende Richtung Brandenburgs entgegenkommendes Verständnis gefunden; der Franzose erschien ihm, verglichen mit den deutschen Reichsständen und deren Diplomaten, eher als ein wahrer Freund. Inzwischen hatte Rébenacs Geschicklichkeit eine ganze Partei für seinen Herrn am kurfürstlichen Hofe zusammengebracht und die zum Teil an sich schon französischen Neigungen durch königliche Gnadengelder und Geschenke zu stärken und binden vermocht. Meinbers, Fuchs, General von Schöning, der Generalkriegskommissär und Oberhofmarschall Joachim Ernst von Grumbow, verschiedene Poststaatsbeamten vom Kammerer bis zum Kammerdiener, trugen nach wenig verhüllter Zeitanschauung kein Bedenken, den Sold des fremden Potentaten zu nehmen, aber auch die Kurfürstin Dorothea strich die Geschenke des freigebigen Königs ein. Nur Johann Georg von Anhalt, Verflinger und etliche andere standen diesem Treiben zornig gegenüber und fanden sich in desto lebhafterer Gegnerschaft gegen die derzeit maßgebliche Politik zusammen. Aber Friedrich Wilhelm erhob sich an ihrer Unbestechlichkeit nicht aus dem seelischen Druck und der zunehmenden Vereinsamung, worin er lebte. Vorläufig war zwischen ihrer Entrüstung über ferne und nahe Vorgänge und des Kurfürsten tiefer Bedrücktheit durch die Straßburger Schmach keine Fühlung. Friedrich Wilhelms Lage ließ ihm nur persönliche Empfindungen, nichts weiteres übrig, ja er mußte gut zu machen suchen, daß er sie geäußert. Unmittelbar nach jenen Vorhaltungen ließ er Rébenac einen mit Diamanten besetzten Degen überreichen. Im Reich, bei dessen Ständen gab es

nun doch Entrüstung, die sich sogar zu dem tapferen Gerede aufraffte: der Kurfürst von Brandenburg müsse gewonnen werden, es nicht zuzugeben. Jetzt wieder er! Aber er wies alles ab. Man hätte den Rimmeger Frieden nicht schließen sollen, sagte er bitter, dann brauchte man jetzt nicht zu lamentieren. Es war in der That der verpöbelte Schlusseffekt jenes Krieges, in dessen Anfängen und an dessen Schluß Friedrich Wilhelm die Rückeroberung des Elsaß betrieben hatte. Erst nach zwei Jahrhunderten, kaum noch erhofft und geahnt, sollte es sich auch hier erfüllen: Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor.

### Neue Friedensjahre und Unternehmungen zur See.

Wieder einmal bildten die Jahre der Waffenruhe, diese neuen, während welcher Brandenburg durch sein Verhältnis zu Frankreich politisch gedeckt war, eine Periode für den Kurfürsten, um mit allen Kräften an die alten Seehandels- und Kolonialgedanken heranzutreten. Und jetzt waren auch schon Schiffe vorhanden. Nur fehlte nach wie vor, was für diese großen Aufgaben künftiger Friedensjahre schon als



Abb. 79. Joachim Ernst von Grumbow (1611–1682), schwedischer Oberst im dreißigjährigen Kriege, 1658 brandenburgischer Generalmajor. Kupferstich von Merian. (3u Seite 81.)

sicher vorausgesetzt worden war und was ihnen allerdings ganz anderen Fortgang verbürgt haben würde: der Besitz von Vorpommern mit Stettin, der ein geschlossenes brandenburgisch-pommersches Handelsgebiet an der See geschaffen und diese Unternehmungen aus fühlbaren und schwierigen zu selbstverständlichen gemacht haben würde.

Gyffels ist in dieser Zeit verschollen, entweder gestorben oder auch verzogen, wir hören nichts mehr von ihm. An seine Stelle ist ein zweiter Niederländer,

und feindliches Gut unter jeglicher Flagge zu nehmen erlaubte, wurden unter der Geltung dieses Grundsatzes zum wesentlichen Teil durch sekundierende Privatunternehmer geführt; aber es war das erste Mal, daß nun auch Brandenburg Kaperbriefe ausstellte. In wenig Wochen wurden durch Raule 21 schwedische Schiffe aufgebracht.

Friedrich Wilhelms ganzer Natur entsprach es, alle Dinge persönlicher, als üblich war, zu übersehen und in der Hand zu haben. So würde er bei längerer Dauer diese



Abb. 80. Straßburg. Kupferstich von Merian. (Zu Seite 90.)

eine ganz ähnliche Persönlichkeit getreten; das ist Benjamin Raule, gebürtig aus Blissingen, früherer Großkreedler und Ratmann von Middelburg. Ihn hatte der 1672 beginnende Krieg in schwerster Weise auf der See geschädigt und dem Bankrott nahe gebracht. Da dachte er die Wunden durch das zu heilen, durch was sie geschlagen waren, durch den Krieg selbst. Zur Zeit des Schwedeneinfalls in die Mark erbot er sich dem Kurfürsten, dessen verbündeten Feinden mit zehn Fregatten unter brandenburgischer Flagge Abbruch zu thun. Die Seekriege jener Zeit, deren Völkerrecht noch jegliches Gut unter feindlicher Flagge

Verwendung einer Flottille landesfürstlich geordnet haben, selbst wenn ihn nicht längst nach der unmittelbaren Verfügung über Schiffe verlangt hätte. Das Verhältnis wurde bald dahin geändert, daß Raule dem Kurfürsten drei seiner Schiffe, Fregatten, zur Verwendung überließ, zu denen hinzu noch drei weitere Fahrzeuge im Haag gemietet wurden. Natürlich finden wir, ganz wie zu Gyffels' Zeit, die alte bürokratische Abneigung der Geheimen Räte gegen einen solchen aus der Fremde gekommenen, nicht in der Rangordnung emporgeletterten Berater, der sich ohne Federlesen an seine Aufgaben hielt und keine



Abb. 81. Aus der Reichsstadt Stralsund: Der Weinmarkt.  
Kupferstich von Wenzel Hollar. (Zu Seite 90.)

Zeit mit Attenmachen und Aufwartungen in den Vorzimmern bei den verschiedenen Hochzuwehrenden verlor. Und wenn auch der Kurfürst mahnte: „Ihr werdet euch aber in acht nehmen, daß dabei keine Animosität oder Affekten hezigeiget werden!“ so blieb ein fortwährendes und lästiges Ringen des Niederländers gegen diese Widerstände bestehen, denen die in solchen Fällen übliche Pragis zum Glück nicht gelang, ihn vom Thron Serenitissimi, von dem unmittelbaren Vertheil mit Friedrich Wilhelm abzuschneiden.

Nun war eine Art kurfürstlicher Flotte mit 67 Kanonen und 287, später 322 Mann Besatzung vorhanden. Ihre Aufgabe ging über die bloße Kaperei hinaus dahin, mit der dänischen Flotte zur Küstenblockade und zum Kampfe zusammenzuwirken. In einem sonst unentschiedenen Gefecht der

verbündeten Flotten gegen die Schweden, zwischen Bornholm und Rügen, wurden das schwedische Orlogsschiff „Leopold“ und ein Brandier von acht Kanonen erobert. Die beiden kurfürstlichen Fregatten „Berlin“ und „König von Spanien“ nebst der Galiotte „Kleve“ hatten die That verrichtet und brachten die Preisen, auf welchen über der schwedischen Flagge der brandenburgische Adler gesetzt war, unter dem Jubel der Bevölkerung in Kolberg ein.

In all den pommerischen Unternehmungen von 1675 bis 1678 hat diese kleine Flotte zu Blockade, Transport und Unterstützung der Belagerungen verdienstlich mitgewirkt. Und mit jenen großen Hoffnungen, von denen schon genugsam die Rede gewesen ist, wurde an ihre Verwendung nach dem künftigen Frieden vorausgedacht. Bereits 1677 erhielt der mit dem nötigen Titel



Abb. 82. Die Flotte vor der Reichsstadt Stralsund.  
Kupferstich von Wenzel Hollar. (Zu Seite 90.)

und Charakter als „Schiffsdirektor“ verfehene Raule verbrieft, daß des Kurfürsten Durchlaucht entschlossen sei, weiterhin „sich seines Rats und Gutachtens zu Verbesserung der Commercion in Ihren Landen zu gebrauchen“. Vorläufig ging der Kaperkrieg erfolgreich weiter, und neben Transportfahrzeugen wurde eine schwedische Galiote von zwölf Geschützen aufgebracht, das „Einhorn“. Die Hamburger zögerten dem Kurfürsten seit lange mit einer alten Schuld von 100 000 Thalern. Jetzt zahlten sie nebst Entschädigung, im ganzen 120 000 Thaler, sobald Raule nach erhaltener Erlaubnis Anstalten machte, auch auf den hamburgischen Handel zu vigitieren.

Dann jedoch blieben im Nimweger Frieden nur die preussischen Häfen, und alle für schon gesichert gehaltenen Ausfahrten waren zerstört. Aber um Hoffnung und Vorbereitung wäre es schade gewesen, hätte man nicht auch mit jenen entlegenen Plätzen das Begonnene fortgesetzt. Raule zog nach Königäberg, in Pillau wurden der Hafen verbessert und Werften angelegt. An Aufgabem für die Kriegsschiffe fehlte es auch jetzt nicht. Friedrich Wilhelm hatte von der Krone Spanien aus dem Jahre 1674 her Subsidien zu fordern, die ihm damals beim Hinzutritt zum antifranzösischen Bündnis bewilligt worden waren; sie beliefen sich mit allen Weiterungen auf 1500 000

Thaler. Um deren Zahlung durch Schädigung des spanischen Handels zu erzwingen, sandte der Kurfürst im August 1680 von Pillau sechs Schiffe aus, die auf der Höhe von Ostende am 18. September den „Karolus II.“ wegnahmen, ein Schiff mit 28 Kanonen, das eine Fracht von Trabanter Spitzen und feinen Weinwandstoffen führte. Dieser Karolus II. ward im nächsten Jahre als umgetaufter „Markgraf von Branden-

burg“ Flaggschiff eines neuen Geschwaders, welches unter dem Kommando des Thomas Anders ausführte. Es hatte unweit der Südwestspitze Portugals, des Kap Sanct Vincent, ein Gefecht mit einer überlegenen spanischen Flotte, welches rühmlich, wenn auch unentschieden verlief und bis auf den heutigen Tag das bedeutendste eigentliche Seegefecht der neueren deut-



Abb. 83. Gieschel von Spanheim, brandenburgischer Gesandter am französischen Hofe. Stich von Guntz nach P. Krauß.

schen Geschichte bildet. Die spanische Silberflotte aus Amerika, auf die es bei dieser Fahrt hauptsächlich abgesehen war, zu erwischen, mißlang.

Noch immer bestand eine wirklich staatliche brandenburgische Flotte nicht, sondern in der einen oder anderen Form gehörten die Schiffe Raule nebst seinen Gesellschaftsteilhavern und standen dem Kurfürsten lediglich durch Verträge und Einkäufe zur Verfügung. Nur der „Markgraf von Brandenburg“ gehörte ihm. 1684 aber kam Friedrich Wilhelm dazu, aus dem ansehn-





Abb. 84. Kurfürst Friedrich Wilhelm. Schabkunstblatt von J. Oole.

lichen Kaufleichen Bestände eine Anzahl Fahrzeuge für 109 340 Thaler fest zu erwerben. Dies waren die folgenden Schiffe:

Friedrich Wilhelm zu Pferd (1681 neu)	von 50 Kanonen
Dorothea	" 40 "
der Kurprinz	" 36 "
die Fregatte Der Fuchs	" 20 "
die Flette Friede	" 10 "
die Schnau Der Litauer Bauer	" 8 "
die Schnau Der Kom- melpot	" 8 "
die Galiote Marie	" 4 "
der Schnellsegler Prinz Philipp	" — "

Damals waren auch die Seehandelspläne schon in Wirklichkeit hinübergeleitet worden. Friedrich Wilhelm begann damit, daß er im Jahre 1680 den Fahrten der Kaufleichen Gesellschaft nach der Guineaküste seinen Schutz verlieh. Sie exportierte dorthin und tauschte dafür westafrikanische Waren, in erster Linie Gold und Eisenbein, ein. Den scharfen Drohungen der den Großhandel beherrschenden niederländischen Interessenten und Maßregeln der Generalstaaten setzte Friedrich Wilhelm die ruhig bestimmte Erklärung entgegen, durch Natur- und Völkerrecht sei die Freiheit der Schifffahrt sowie des Handels in der offenbaren See und mit deren freien Anwohnern begründet. Um das weitere sogleich kurz zusammenzufassen: diplomatisch kam man leidlich hin, da die Regierungen anderweitige, politische Gemeinsamkeitspunkte besaßen, beiderseits nicht mit ihren Handelskompanien direkt identisch waren und da auf Seite der Generalstaaten von dem Hilfsmittel, daß über die Beschwerdebälle „amtlich“ noch nichts vorliege, der verwegenste Gebrauch gemacht wurde. Faktisch sind die Unternehmungen des Kurfürsten von Anfang an bis zu seinem Tode im offenen Kriegszustande mit der überlegenen und rücksichtslosen holländisch-westindischen Kompanie geblieben. Gleich bei der ersten unter kurfürstlichem Schutz ausgerüsteten Fahrt wurde von den Kaufleichen Schiffen das „Wappen von Brandenburg“ an der westafrikanischen Küste einfach weggenommen und auch das zweite, der „Morian“, kam infolge aller Schwierigkeiten und Nöte nur mit ziemlich

geringer Ladung zurück. Aber der beharrliche Fürst ließ sich nicht abwendig machen.

Am 17. März 1682 wurden nach Kaufleichen Ausarbeitungen die Satzungen einer brandenburgischen Guineacompanie veröffentlicht, am 28. November 1682 zu einer weiteren Verfassung ausgestaltet. Die ersten Teilhaber waren der Kurfürst mit 8000 Thalern, der Kurprinz, Prinz Johann Georg von Anhalt, Verfflinger, die Räte Meinders, Fuchs, Grumbkow und andere hohe Offiziere und Beamte, meist mit 1000 oder mit 2000, Kaufle mit 24 000 Thalern. Der Kurfürst war Stifter und Schutzherr, er kontrollierte die vier Bewinhaber (nach dem holländischen Ausdruck, die Direktoren); Krieg und Frieden in Afrika waren ihm vorbehalten. Auf den erworbenen afrikanischen Plätzen (s. u.) hielt er — die ersten vier Jahre ganz auf persönliche Kosten — die Besatzung und den Gouverneur, neben welchem ein Oberkaufmann als kaufmännischer Vertreter mit seinen Leuten stand. „Und soll der Gouverneur und die unter ihm gehörige Miliz sich weder directo noch per indirectum dartin zu mischen“ haben, noch selber Handelsgeschäfte suchen, umgekehrt der Oberkaufmann mit seinen Untergebenen nicht in die militärischen Dinge darcin reden, aber der Besatzung im erforderlichen Fall mit allen Kräften getreulich zu Hilfe kommen. Niederländern und Dänen sollte kein Anlaß zu Beschwerden gegeben werden. Ein vom Kurfürsten ebenfalls noch 1682 erlassenes Seekriegsrecht stellt eine interessante Rechtschöpfung dar, die sich ganz von dem strengen Rechts- und Ordnungsinne des Gesetzgebers befecht erweist.

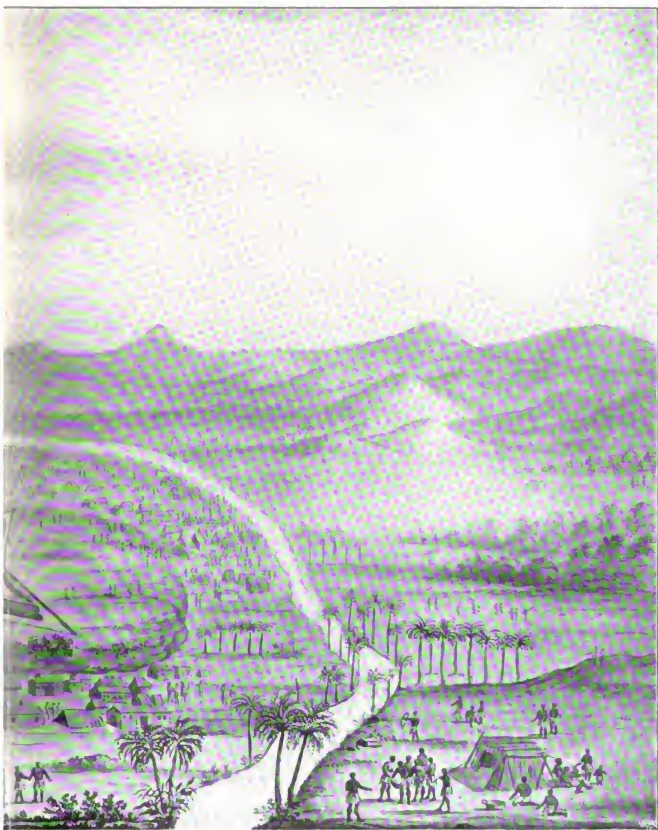
Schon bei der ersten Fahrt 1680/81 hatte der Kapitän des „Morian“ in der Gegend des Kapts der drei Spitzen an der Goldküste mit drei unabhängigen Häuptlingen einen Handelsvertrag abgeschlossen und kurfürstlicher Weisung gemäß den Platz für eine Feste (ein Fort oder eine Station) erworben. Der Kurfürst ließ eine Mebaille hierauf schlagen, so viel Wert legte er dem Ereignisse bei, das in der That den Keim eines brandenburgischen Kolonialbesitzes bedeuten konnte.

Zum Jahre 1682 gingen mit dem „Morian“ und „Kurprinzen von Brandenburg“ Offiziere, Ingenieure und ausgewählte Soldaten aus den kurfürstlichen Regimentern,





Abb. 85. Umgebung von Großsiedbr  
Aus den kriegerischen Umgebungen des k. k. Generalstabes, Zeit VI., Brandenburg-Preußen



Sierrae Leone. Zeichnung aus dem Jahre 1688.  
entw. an der Westküste von Africa. 1855. Verlag von G. B. Wittler & Sohn in Berlin. (In Seite 97.)

unter dem Befehl des Majors Otto Friedrich von Gröben, nach Afrika. Von ihnen wurde am 1. Januar 1683 auf jener Feste die brandenburgische Flagge mit Pauken und Schalmeyen aufgeholt, von Salven der Soldaten und der Schiffe begrüßt. Weil des Großen Kurfürsten Name in aller Welt sei, nannte Gröben den Ort den Großen Friedrichsberg, bisher hieß er Mampro bei den Eingeborenen. Mit diesen war 1681 Freundschaft getrunken worden, mit Branntwein, in welchen Schießpulver verrührt war,

glimpflich, eine Mischung von Branntwein, Vermut und Violensaft ward für genügend gehalten, Gröben meinte aber doch, für sechs Wochen hätte er genug. Bald erschien der kaufmännische Vertreter der Niederländer von Fort Krin, um Einspruch zu erheben, wurde aber mit militärischer Kürze abgeseift. Schon 1683 kam einer der Häuptlinge mit nach Deutschland und erneute feierlich die Verträge; seinen heimischen Namen machte man sich dort als Lande berlinerlich mundgerecht.



Abb. 86. Erekt aus der Zeit des Großen Kurfürsten.  
Holländische Schute.

damit er die Treue der Schwarzen besser binde. Von diesen Häuptlingen fand sich übrigens 1682 nur einer wieder ein, Apani mit Namen; denn Eingeborenenkämpfe hatten die Verhältnisse verändert und die Dörfer verwüstet. Mit diesem Apani und den jetzt in dieser Gegend maßgeblichen Häuptlingen („Cabussiers vom Capo Tres Puntas“), im ganzen vierzehn, wurde der Vertrag von 1681 erneuert. Sie verpflichteten sich zu Unterthänigkeit, Zerrhaltung anderer Nationen von Handel und Ansiedlung, und zu Arbeitsleistung am Festungsbau. Mit der Ratifikation durch Trunk nahm man es diesmal etwas

1684 entstand, 2 $\frac{1}{2}$  Meile östlich von Großfriedrichsburg, wie man bald sagte, eine Zweigniederlassung zu Accada. Hier, wo Zande zu Hause war, wurde eine Feste Dorothea erbaut. Eine fernere Niederlassung errichtete man, wiederum fünf Meilen östlicher, zu Taccarary. Von der Feste Großfriedrichsburg (Abb. 90) berichtet jemand, sie sehe noch einigermaßen wie eine Bauernscheune mit Garten aus. Aber sie hatte doch ihr Geschick, die Bewohner gaben sich mit dem Vorhandenen zufrieden, und man kennt ja die Maßstäbe mancher Reisenden, die ihre Kenntnis und Kritik erweisen wollen. Stattdessen wurde die Feste allerdings erst am An-



Abb. 67. Relief vom Grabmal des Generals von Groeben zu Marienwerder. (Zu Seite 97.)



Abb. 88. Relief vom Grabmal des Generals von Groeben zu Marienwerder.





Abb. 87. Relief vom Grabmal des Generals von Groben zu Marienwerder. (Zu Seite 97.)



Abb. 88. Relief vom Grabmal des Generals von Croeben zu Marienwerder.

fang des achtzehnten Jahrhunderts ausgebaut (Abb. 89). Mit den Negern kam man ganz gut zurecht, und als nach Jahrzehnten dies alles wieder aufgegeben wurde, hielt Eingeborenentreue an der Sache Brandenburg-Preußens aus freien Stücken fest. Noch später rühmten reisende Besucher die geregelte Ordnung und die Befestigung der

Holländern und der französischen Senegal-Kompanie besetzt, von letzterer kürzlich nebst der dortigen Befestigung (Abb. 90) aufgegeben worden. Von dieser Kompanie war 1685 der „Morian“ weggenommen worden, als er sich an der Mündung des Gambia sehen ließ. Um so mehr empfahl sich ein eigener Stützpunkt in jener Gegend. 1685 schon



Abb. 89. Raßell Arguin.

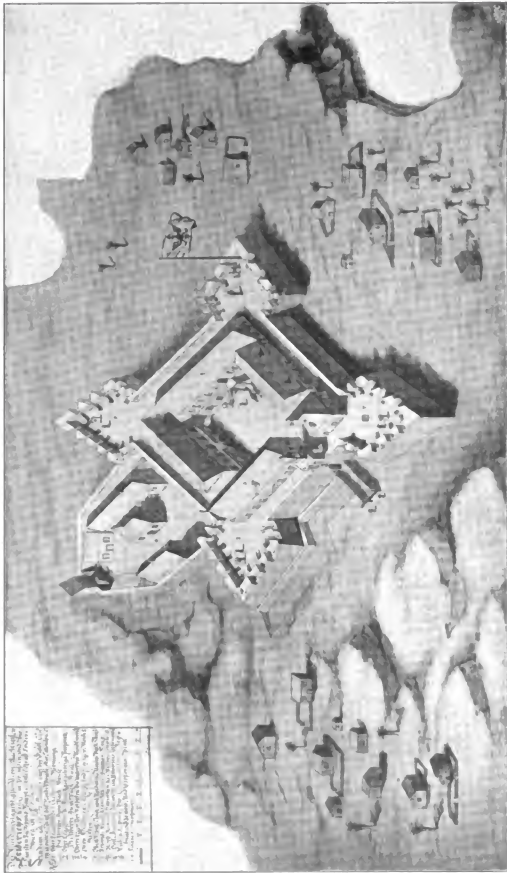
Aus den kriegsgeschichtlichen Umschreibungen des Großen Generalstabes, Heft VI. „Brandenburg-Beruhn auf der Westküste von Westafrika“, Verlag von O. G. Richter & Sohn in Berlin. (30. Seite 190)

Stämme, welche einst unter brandenburgisch-preussischer Zucht gestanden hatten.

1687 kam eine anderweitige Kolonie, die im allgemeinen erfreulichste, hinzu. In der Bucht am Kap Blanco, an der westafrikanischen Küste, lag die Insel Arguin, auf welche Raule schon 1684 aufmerksam machte. Ein felsiges und sandiges, vegetationloses Eiland, aber wertvoll als Stützpunkt für den Gummihandel. Nacheinander war Arguin von Portugiesen, Spaniern,

verabredet, wurde am 20. Dezember 1687 ein Vertrag mit dem bedeutenden Emir oder „König“ Bijet Wilde Hedbij abgeschlossen. Alle diese Personennamen — und viele Kolonialbezeichnungen dazu — werden von den meist aus den Niederlanden gebürtigen Kapitänen der brandenburgischen Schiffe in holländischer Orthographie wiedergegeben und wurden in solcher beibehalten, weil sich das seemännischer machte; Bijet, denke ich, ist nur das bekannte Sejjid, Seid.)





Die Feste Großfürstentums im Jahre 1708.  
 Die Feste ist eine sehr starke und  
 große Festung, die von dem  
 Generalmajor von Soltow  
 erbaut wurde. Sie besteht aus  
 mehreren Bastionen und  
 einem dazwischen liegenden  
 Platz. Die Bastionen sind  
 durch eine Mauer verbunden,  
 die in die Höhe gebaut ist,  
 damit sie nicht durch  
 die Erde weggerissen  
 werden kann. Die Feste  
 hat vier Haupt-Eingänge,  
 die durch eine Mauer  
 geschützt sind. Die  
 Bastionen sind mit  
 Kanonen besetzt, die  
 auf die Feinde schießen  
 können. Die Feste ist  
 sehr schön und  
 bequem eingerichtet.  
 Die Bastionen sind  
 durch eine Mauer  
 verbunden, die in die  
 Höhe gebaut ist, damit  
 sie nicht durch die Erde  
 weggerissen werden  
 kann. Die Feste hat  
 vier Haupt-Eingänge,  
 die durch eine Mauer  
 geschützt sind. Die  
 Bastionen sind mit  
 Kanonen besetzt, die  
 auf die Feinde schießen  
 können. Die Feste ist  
 sehr schön und  
 bequem eingerichtet.

Abb. 90. Feste Großfürstentums im Jahre 1708.  
 Von dem kriegsgeschichtlichen Gemäldemaler des Großen Kurfürsten des Reichs  
 Generalmajor von Soltow. 1880, Verlag von Mittler & Sohn in Berlin. (34. Heft 1884.)



Abb. 91. Rathaus zu Embden. (Zu Seite 104.)

Der Emir trat unter Schutz und Schirm von Brandenburg, übergab die alte Befestigung und versprach, andere Nationen auszuschließen. Sein Reich erstreckte sich etwa vom 25. bis zum 17. nördlichen Breitengrade, also bis zum Senegal, 150 Meilen an der Küste entlang; nur in dem südlichen Teil, gegen den Senegal hin, übten die Brandenburger ihr Handelsrecht nicht aus, um nicht mit der französischen Kompanie zusammenstoßen. Die Ausfuhr bestand wesentlich in Gummi, Straußenfedern und Salz, aber auch in sonstigen Landesprodukten, die Einfuhr in den üblichen europäischen Fabrikaten. Die Entwicklung dieser brandenburgischen Kolonie verlief im allgemeinen glatt und mit gedeihlichem Unternehmervorteil. Was den Aufenthalt auf der Insel und in dem wiederhergestellten Fort anlangt, so wird wohl schon für die ersten Jahre gelten, was später einmal jemand darüber angibt: geschlafen, spazieren gegangen, einer den andern angesehen, bisweilen gefischt und immer in guter Hoff-

nung gelebet, es werde ein Schiff mit Cargatzen (Ladung) kommen.

Ich übergehe die endlosen Pladereien und Schädigungen, die die junge brandenburgische Konkurrenzkompanie von den älteren Genossinnen, am meisten doch immer von den seebeherrschenden Niederländern erfuhr: die Wegnahme von Schiffen, die Überfälle der Stationen an der Goldküste, die versuchten Aufhebungen der Eingeborenen, die mühsamen Entschädigungsverhandlungen und deren halbe oder unzureichende Erfolge. Alle Leiden junger Kolonialpolitik sind hier durchgemacht worden; wesentlich und wahrhaft erhebend ist dabei die unerschütterliche Ausdauer und die Hoffnungsfreudigkeit des Kurfürsten, alle Schwierigkeiten schließlich zu überwinden.

Von Anfang an hatte Kaule die Sunda-  
zolllasten und die in jeder Weise hemmende Entlegenheit von Pillau beklagt, Übelstände, die ja freilich nicht erst in Erfahrung gebracht zu werden brauchten. Da bot sich eine Gelegenheit, an der Nordsee

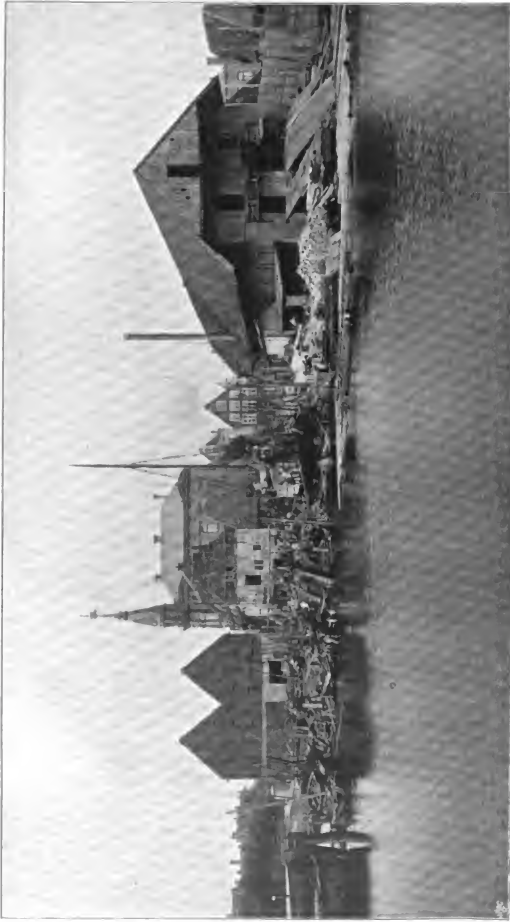


Abb. 92. Gernsbacher Werk der Kurfürstlichen Kompanie in Gernsbach. (S. Seite 100.)



Abb. 99. Sitz der kurfürstlichen Kompanie zu Emden. (Zu Seite 106.)

einen Ausgangspunkt zu gewinnen. Im Fürstentum Ostfriesland lag die vormund-schaftliche Regentin Christine Charlotte in laugjährigem Hader mit ihren Ständen, und da die benachbarten Generalstaaten die Fürstin stützten, schienen sie allmählich zu tatsächlichen Herren im Lande werden zu wollen. Von der anderen Seite gab man auch in Deutschland acht, und so vermochte im Jahre 1680 der Kurfürst als An-führer einer dem westfälischen Kreise über-tragenen Reichsvollmacht einzuschreiten. Er besetzte mit 300 Mann Grootveel, übernahm den Schutz der Stände, bis zwischen diesen und der Fürstin ein Ausgleich herbeigeführt

1584, ganz ähnlich wie zwei Menschen-alter später der Große Kurfürst, Graf Ed-zard von Ostfriesland eine gemeinsame deutsche Reichskriegsflotte betrieb, um bei Zeiten den Niederländern und Engländern, ihrer drohenden Übermacht zur See und ihrer dreifachen, vorwandelosen Kaperei zu wehren. Das blieb natürlich vergeblich, aber die Stadt Emden fuhr trotz aller Hem-mnisse noch fort, stattdlich zu bestehen. Sein an das Vorbild von Antwerpen angelehntes Rathhaus (Abb. 91) hatte es sich 1574 bis 1576 zum prächtigen Wahrzeichen bürger-lichen Reichthums zu erbauen vermocht. Aber während des deutschen Elends in der ersten

sein würde, und schloß mit ihnen einen Han-dels- und Schifffahrts-vertrag. Auf dieser Grundlage wurde die Verlegung der brandenburgischen Kom-panie nach Emden mit seinem vortrefflichen Hafen möglich und als eine Vergünsti-gung für das Land aufgefaßt; die ostfrie-sischen Stände traten selber der Kompanie mit 24 000 Tha-lern bei.

In Emden war alter, tüchtigster See-fahrerfönn zu Hause. Waren doch schon einst im Reiche Karls des Großen, das lei-der an eine See-geltung der Deutschen erst dachte, als es zu spät war und des großen Kaisers Tage sich neigten, die Friesen die Vertreter von Schifffahrt und weitem sich erstreden-dem Handel gewesen. Nach späterer Ver-quickung dieser frie-sischenHandels-geschichte mit der han-sischen und nach dem Niedergang der Hanse-macht hatte

Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts mußte es diese Blüte sinken sehen. Spanier, Niederländer, Engländer, Dänischener Freibeuter nahmen willkürlich Emdener Fahrzeuge nebst Ladung weg, geplante Handelskompanien und überseeische Unternehmungen der Friesen wurden von den fremden Mächten im Keime erstickt. In ihren Seekriegen mit den Generalstaaten 1652—1653 und 1664—1667 beschlagnahmten die Engländer die ostfriesischen Schiffe, als ob sie niederländische und nicht solche eines neutralen deutschen Reichslandes wären, bloß weil die Niederlande ein altes Befazungsrecht in Emden hatten. Das ist die Lage, welche es erwünscht und willkommen machte, daß die beiden Leidensgenossen zur See sich zusammenfanden, der bereits resignierte mit dem mutig sich emporkämpfenden. Mit anderen Worten, daß der Herr von Brandenburg-Preußen in die ausgeraubte Stadt den Sitz seiner Kompanie verlegte, Werften erbaute, ein Magazin einrichtete, die Friesen in seinen Landen privilegierte und sich um eine englische „Court“ in Emden zu bemühen versprach, die den deutsch-englischen Verkehr regeln und möglichst über Emden leiten sollte. Natürlich erhob die Fürstin Widerspruch, der aber, als Prozeß am kaiserlichen Reichshofrat, für die nächste Zukunft keine Sorge zu machen brauchte und tatsächlich nicht nur den Kurfürsten, sondern auch wohl noch das politische Sonderdasein Emdens nebst Frieslands nebst römischen Reich und Reichshofrat überlebt hat. (Abb. 92 u. 93.)

Mausle betrieb seit 1653 zu der afrikanischen hinzu die Errichtung einer ost-

indischen Kompanie, wodurch man in den letzten Lebensjahren des Kurfürsten zu den Projekten zurückkehrte, von denen dieser einst als jüngerer Mann ausgegangen war. Er trat denn auch in Verbindung mit dem französischen Reisenden Jean Baptiste Tavernier, dessen berühmte Schilderungen er kannte. Tavernier erschien daraufhin 1684 in Berlin; er sollte zu dem Großmogul Arang-Zeb reisen und mit ihm wegen der ostindischen Kompanie anknüpfen, womöglich auch die Überlassung eines geeigneten Kolonialgebietes herbeiführen. Der „Markgraf von Brandenburg“ und zwei andere kurfürstliche Schiffe waren für die Expedition bestimmt. Indessen hat Tavernier, ein schon bejahrter Mann, die Fahrt nicht angetreten. Seine Briefe aus Paris, wohin er zunächst zurückkehrte, erzählen von hindernden Privatangelegenheiten, versprechen aber baldige Abreise; man braucht



Abb. 94. Paul von Fuchs. Kupferstich von J. G. Wolfgang. (Zu Seite 91.)

gar nicht nach störenden allgemeinen Ursachen zu suchen, er ist einfach nicht mehr dazu gekommen. Die Rede gewesen ist in dieser planreichen Zeit auch später noch wieder von der ostindischen Kompanie, ferner von einer nordisch-isländischen und von sonstigen überseeischen Gewinnunternehmungen, wie diese Zeit lebhaften Wettbewerbs sie ja bei allen Küstenvölkern zahlreich hervortrieb.

Die aus Guinea heimkehrenden Schiffe brachten Gold, Eisenstein und andere Schätze, aber bei den gewaltigen Schädigungen durch das feindliche Ausland und etlichen gemachten Fehlern kamen diese Guineafrachten zunächst noch übermäßig teuer und bedeuteten Defizit anstatt Gewinn. Neue Gelder mußten flüssig gemacht werden und wurden kürzeln in stattlicher Weise mit 24 000 Thalern. Der Handel mit Arguin ging gut, trug durchweg 100 Prozent Nutzen. Zum Verzagen war überhaupt kein Grund, wenn auch eine größere Rentabilität des Guineageschäfts in Gebuld von günstigeren äußeren Umständen erharbt werden mußte.

Man konnte sich nun nicht verhehlen, daß von dem ganzen internationalen Guineahandel am besten der Sklaventransport nach Westindien lohnte, der den Engländern seit dem sechzehnten Jahrhundert große Reichtümer eingetragen hatte. Humanitäre Gegenbedenken kannte jene Zeit allgemein nicht. Nur bedurfte die brandenburgische Kompanie eines festen Stützpunktes in Westindien, um das schwarze Gut, wenn sie sich seiner Verschiffung zuwenden wollte, sicher zu landen und um gegen Chifanen der übrigen Sklavenhandelnden Nationen einigermaßen gebedt zu sein. Hierfür fand man bei Dänemark nach vielen Mühen Entgegenkommen. Am 24. November 1685 wurde zu Kopenhagen abgemacht, die Kompanie dürfe einen Gebietsteil von Sankt Thomas zu Faktoreien und Pflanzungen in Besitz nehmen; die Landesherlichkeit und Abgabenerhebung Dänemarks blieb dabei gewahrt.

Derart suchten sich Friedrich Wilhelm Unternehmungen vielseitig und unverzagt überall mit einzunisten, wo auf der Welt die Reichthümer der europäischen Nationen erworben wurden, auf deren Grundlage dann wieder äußere und geistige Kultur erblühten. Über die Anfänge brachte er selber

es nicht mehr hinaus; hätte dieser Fürst doch nur zwanzig Jahre früher beginnen dürfen! Im Jahre 1687 schien es nahezu Krieg mit den Niederlanden geben zu sollen. Die Geheimen Räte waren in großen Sorgen, wollten lieber Navigation und Marine gepöfert wissen, und zwar erst recht, „wenn dieselben von Gott mit glücklichen Successen ferner geeignet werden“, also dem niederländischen Uebergewicht zur See noch empfindlicher werden sollten, sprachen eindringlich von guter Nachbarschaft, gemeinsamem Interesse der Religion und anderen Dingen, für die Friedrich Wilhelm ganz gewiß seine herrlichen Mannesjahre genugsam eingeseht hatte. Er blieb fest und die Generalstaaten lenkten ein, wiesen im Dezember 1687 ihre Kompanie an, die Brandenburger in ihren Plänen nicht zu belästigen. Gerade damals kam diese Weisung wieder einmal zu spät. Als im März 1688 Schiffe von der Guineaküste heimkehrten, mußten sie von einem bösen Überfall gegen Accada und Tacarary und deren Wegnahme durch die Niederländer im Oktober 1687 erzählen; auch gegen Großfriedrichsburg war geplant gewesen. Unverzüglich forderte Friedrich Wilhelm die Herausgabe der Plätze oder er werde Meuzes ergreifen. Die Stadt Amsterdam erkannte denn auch die Berechtigung seiner Forderung an, das war so gut wie ein baldiger gleichlautender Beschluß der Generalstaaten. Dieses abermalige Einlenken ist die jüngste Nachricht bezüglich seiner Lieblingskämpfungen gewesen, die der sterbende Fürst empfangen hat; die Parole der Garnison, die er damals ausgegeben hat, lautete „Amsterdam“.

## Die Wiederabwendung von Frankreich.

Was auf dem maritimen Gebiet an spät begonnenen Verwirklichungen früher Träume überhaupt noch geschaffen worden ist, wird nicht zum wenigsten dem Verhältnis zu Frankreich verdankt: der festen, kaum angreifbaren Position in Europa, welche dieses dem Kurfürst verlieh, und den französischen Zahlungen, die ihn die Last seines schweren Staatsbudgets leichter tragen ließen. Aber dennoch war die Ansetzung an Ludwig XIV. für Friedrich Wilhelm kein natürliches Bündnis. Der Vertrag wurde mehrmals erneuert; von Fall zu Fall tritt dabei der



Abb. 95. Eine Flotte: Die Brandenburgische Flotte. (3a Seite 93.)





Abb. 96. Friedrich Wilhelm im Jahre 1683. Kupferlich von W. Raafon.

Kurfürst sicherer, man möchte sagen steifer auf, man empfindet jedesmal die notwendig gewesene Selbstüberwindung. Im Vertrage vom 22. Januar 1682, der die Subsidien auf 400 000 Livres jährlich erhöhte, verpflichtete Friedrich Wilhelm den französischen König, keine neuen Reunionen mehr

zu machen, daraufhin erkannte er das nun etwmal Geschehene an.

In diese Lage fiel 1683 der durch die Belagerung Wiens und dessen Entfall berühmte Türkenkrieg hinein und gab den Mächten neue Richtung und Gruppierung. Auch der allerchristlichste König Ludwig XIV.

war zur Hilfe gegen den Halbmond bereit, es war eine so schöne Gelegenheit, von Kaiser und Reich all seinen Reunionenraub befähigt zu bekommen. Friedrich Wilhelm fiel die unerfreuliche Aufgabe zu, der Anwalt dieser Bemühungen zu sein, und er hat sie, als Konsequenz der von ihm eingegangenen vertragsmäßigen Zusagen, redlich betrieben. Dem Kaiser war sehr an brandenburgischer Truppenhilfe gelegen und er ersuchte darum. Friedrich Wilhelm knüpfte an die Bewilligung die obigen Wünsche Ludwigs, sowie für sich die Herausgabe der von Brandenburg angesprochenen schlesischen Fürstentümer (s. u.) und ferner noch die Forderung von Schonung der österreichischen Protestanten. Man hat, von loyalster Seite übrigens, gefunden, der Zeitpunkt war kein solcher, wo es sich ziemte, Bedingungen zu erheben, denn die Türken lagen vor Wien. Inzwischen, wie war denn der Kurfürst bisher gefahren, wenn er vorausgesetzten guten Willen zur Richtschnur machte und seine Hilfe umsonst vergab? Und wie stand er denn mit dem Kaiser? Wie einwandfrei waren die Bedingungen, die er von sich aus machte? Und dann, wer hatte je ihm in seinen Zwangslagen aus freien Stücken herausgeholfen? Wie oft hatten ihn seine eigenen Verbündeten erst in solche Zwangslagen hineingebracht!

Aber das ist richtig, die Ereignisse nahmen rasch einen derartigen Verlauf, daß man den Kurfürsten nicht so notwendig brauchte, als es zuerst geschienen hatte, und der Kaiser bekam anderweitig reichliche Hilfe. Uebrigens hätte eine so starke Hilfe Brandenburgs — an 12000 Mann war gedacht worden — ihre zwei Seiten für das schlechte Gewissen der Wiener Regierung gehabt: man hielt bei so guter Gelegenheit einen Handstreich des Kurfürsten in Schlesien nicht für unmöglich! So flauten die Bemühungen um ihn ab und Brandenburg ist bei der vielgefeierten Befreiung Wiens nicht beteiligt gewesen, außer durch 1200 Mann, die es nach gesonderter Vereinbarung dem Könige Johann Sobieski von Polen für sein Erfahtheer zur Verfügung stellte.

Bunt und unaufhörlich wandeln sich die Konstellationen in dieser Zeit der Kabinettspolitik. Frankreich reizt Spanien zum Kriege, Oesterreich möchte seinen Erfolgen jenseits der Leitha nachgehen, beide Mächte wünschen Ruhe und Sicherheit voreinander, geraten jedoch darüber in neue Spannung. Schließlich kommt der „zwanzigjährige Waffenstillstand“ zuwege, worin der Kaiser die französischen Reunionen anerkennt. Der Kurfürst von Brandenburg hat, ohne eigenen Maktergewinn, durch seine Vermittlung diesen Abschluß herbeigeführt. Lag in dem nunmehrigen Abkommen, das einen momentan drohenden Krieg abwandte, eine Art kaiserlicher Gutheißung der jüngsten brandenburgischen Politik, so begann Friedrich Wilhelm doch zur gleichen Zeit eine gewisse Vereinfachung zu empfinden. Es war doch unverkennbar der völlige Widerstreit alles je in mutigen Tagen von ihm Versochtenen, was er nun als die wichtigste „Figur auf dem Schachbrett Ludwigs XIV.“, wenn auch mit der äußerlichen Ehre bedeutender und erfolgreicher Mitwirkung in großen Angelegenheiten, zu vertreten hatte. Ferner erwehte in



Abb. 97. Wilhelm III. von Nassau-Oranien.  
Miniatur. Aus dem Hohenzollern-Jahrbuch. (Zu Seite 62 u. 110)

der ganzen Christenheit der Türkenkrieg dieser Jahre helle Begeisterung; es schien sogar, als wollte sich der vielhundertjährige Gegensatz von Habsburg und Wittelsbach durch das enge Verhältnis endigen, in welches bei diesem Anlaß der glänzende, tapfere Kurfürst Max Emanuel von Bayern zum Kaiserhause trat. Freilich nicht so sehr Brandenburg allein, als der Protestantismus überhaupt trat in den Hintergrund vor jener großen und populären, wesentlich von katholischen Kräften geführten Aktion gegen die Feinde der Christenheit. Und von anderer Seite her wurden mit Absicht und weitgreifenden Plänen das evangelische Bekenntnis und die Glaubensfreiheit zum Amboss wuchtiger Hammerschläge gemacht.

Mit zunehmender Sorge und Entrüstung verfolgte Friedrich Wilhelm die Schwälmerung der Freiheiten der französischen Protestanten durch Ludwig XIV. und den seit

mehreren Jahren gegen sie ungewöhnlich verschärften Druck. Dazu starb am 5. Februar 1685 Karl II. von England; Jakob II. folgte auf dem Throne, der erste Katholik wieder seit der bloody Mary, auch persönlich ein reitungslos bigotter Mann. Antikatholische Gesandtschaften Englands an den Papst und die Aufhebung der Testakte leiteten unverkennbar das System einer entschlossenen katholischen Reaktion in England ein. Ludwig XIV. war Jakobs verlässlicher Bundesgenosse in dieser Parallellität absolutistisch-monarchischer Aktionen gegen vertriebene konfessionelle Verhältnisse. In England gährte es, James Ronmouth, Karls II. natürlicher Sohn, wagte sich vom Haag nach England, sein Unternehmen scheiterte und das Haupt des Prätendenten fiel auf dem Blutgerüst. Jakob II. setzte alles an die Verstärkung der englischen Marine; es konnte nicht zweifelhaft sein, daß sie im Bunde mit

Frankreichs Flotte zu übermächtigen Unternehmungen gegen die Niederlande bestimmt war. Wilhelm III. von Oranien war schon als Gemahl der Stuarterin Anna in vordevster Reihe berufen, die Dinge in England den Gegenstand seiner Sorge sein zu lassen. Nur ein entschlossenes und kräftiges Gegenbündnis konnte zugleich den Protestantismus und das politische Gleichgewicht im Westen Europas erhalten. Er ward die Seele beider, und als Gefährten und Helfer fand er den besten, Friedrich Wilhelm; über allen endlosen Verdruß von niederländischer Seite hinweg reichte ihm der Kurfürst am 23. August 1685 zum Bündnis die Hand. In sorgenvoller Heimlichkeit vor Frankreich hatte er diesen Umchwung vorbereitet. So fanden



Abb. 98. Joachim Ernst von Grumbkow († 1690).  
Kupferstich von J. G. Wolfgang. (Zu Seite 114.)

sich in ihren alten Tagen noch einmal Friedrich Wilhelm und Graf Waldeck zusammen, der jetzt als intimer Berater neben Wilhelm III. stand und der sich längst dahin gewandelt hatte, die noch größere Gefahr für den Protestantismus und die Verhältnisse im Reiche anstatt von Österreich und Spanien vielmehr von dem weit willenskräftigeren und zur Offensive stärkeren Ludwig XIV. zu erwarten. Frankreichs alter Wert für den

Protestantismus, die Hilfsmacht gegen Habsburg zu sein, war durch die Verschiebung der persönlichen und der Machtverhältnisse längst erschöpft. Dies neue Bündnis Friedrich Wilhelms schloß in sich den Bruch mit

Frankreich, nachdem die innere Abwendung schon vorher zum Durchbruch gelangt war. Ludwig stellte durch Nebenac den Kurfürsten über die niederländische Allianz zur Rede, obschon man sie vorsichtig als bloße Verlängerung der im Jahre 1675 geschlossenen formuliert hatte. Er ging so weit zu fordern, daß Brandenburg ohne Verständigung Frankreich überhaupt keine Verträge eingele. In seiner prekären Lage konnte Friedrich Wilhelm die gehörige Antwort nicht geben, sondern mußte noch Beschwich-tigungen versuchen.

Da hob am 18. Oktober 1685 Ludwig XIV. das Edikt von Nantes gänzlich auf. Das Hugenotentum war für vogelfrei erklärt und seine wahrhaft diokletianische Verfolgung begann. Des Absolutismus nivellierende Tendenz ging ans Werk, die Einheit der Nationalkirche endgültig zu vollenden. Neben der Katholizität aller christlichen Unterthanen konnte es in Frank-



Abb. 99. Markgraf Ludwig, des Kurprinzen nächstältester Bruder. Kupferstich von W. Stevens (Stephani) d. J. nach Flad. (Zu Seite 116.)

reich, als durch Vorsicht noch zugelassene Ausnahme, fortan nur die Lutheraner des Elsaß geben. Ludwig wählte anstatt der Scheiterhaufen die langsamere Marter der Dragonaden, der gewaltsamen Einlagen bis zur „Bekehrung“. Und die grauenhafte Strafe der schweren Verbrecher, die Verweisung auf die Galeeren, schwebte über denen, die wagen würden, ihrem sie ver-gewaltigenden Vaterlande als arme Flüchtlinge zu entinnen. Trotzdem und trotz der Bewachung der Grenzorte sind Viel-tausende ins Ausland gelangt. Die Niederlande, England, die Schweiz, die braunschweigischen Lande, Hessen-Kassel, Baden-Durlach thaten ihnen die Arme auf, namentlich aber in Deutschland Brandenburg. Alles Zaudern und alle Sorge waren vorbei, jedes Bedenken Friedrich Wilhelms verschwand vor der flammenden Entrüstung seiner Glaubensstreue. Sogleich nach der Aufhebung des Edikts rief er den trefflichen

Leuten in ihre Nöte hinein Trost und Beistand zu, und unbekümmert um Ludwigs Pohn ließ er in Frankreich das sogenannte Potsdamer Edikt vom 8. November 1685 verbreiten, das ein liebevolles Einladungsschreiben war. Er bot jahrelange Abgabefreiheit, Staatszuschüsse zur Wiedereinrichtung ihrer Gewerbe und Geschäfte, Rezipation des hugenottischen Adels unter den brandenburgischen und weitere Erleichterungen und Vorteile. So haben denn, diejenigen mitgerechnet, die bis 1700 noch nachgekommen sind, im ganzen 20000 Hugenotten ihren Weg in die kurfürstlichen Lande, die rheinisch-westfälischen, wie die märkischen genommen.

Die Aufnahme dieser Scharen fremder Nationalität ist für Brandenburg zum außerordentlichen Segen geworden. Hier kamen neue Bürger der besten Art, Leute, die geeignet und dankbar gesonnen waren, durch arbeitsame Thätigkeit Mehrer und Lehrer des inländischen Wohlstandes und Gedeihens zu werden: Prediger, Offiziere, Ärzte, Künstler, Gärtner, Landleute mit feinerer Agrikulturpraxis, weisunknig Kaufleute, geschickte Handwerker und Mechaniker — man kann es behaupten, daß Frankreich mit ihnen den charakterfestesten und thätigsten Teil seiner Bewohner von sich gestoßen und ihre Kraft und Fähigkeiten denen als ungewolltes Geschenk überlassen hat, die sie aufnahmen. Die brandenburgischen „Réfugiés“ haben nach ausdrücklicher Verstattung des Kurfürsten ihre Sprache und ihre Besonderheiten noch durch lange Generationen festgehalten und ihre alten Erinnerungen immer gepflegt, aber sie alle sind redliche, dankbare und gute Preußen geworden; den besten Namen brandenburgisch-preussischer Thätigkeit reichten sich fortan in allen Zweigen geschichtlichen Lebens die Namen aus den Hugenottenfamilien an.

Es lag in dieser seiner protestantischen That, wenn Friedrich Wilhelm genötigt war, sich nun wieder der andern, der älteren Hochburg des Katholizismus zu nähern, Osterreich. Er suchte zwar in Paris die Auffassung vertreten zu lassen, daß Fürsorge für Glaubensverwandte und auswärtige Politik nichts miteinander zu thun hätten, aber er sprach doch schon selber aus, daß die Allianz gestört sei. Um so leichter fanden die von dem Gesandten von

Fridag geschickt betriebenen Wünsche Osterreichs Entgegenkommen. Die Türkenhilfe wurde ohne besondere Weiterungen gestellt; 5000 Brandenburger maršierten Anfang 1686 nach Ungarn und haben sich dort mannigfach, so bei der Einnahme von Ofen an der Seite der Bayern, und weiterhin nach dem Tode des Großen Kurfürsten noch glänzender hervorgethan. Für ein vollkommenes Einverständnis mit Osterreich bildete die schlesische Frage ein Hemmnis, das man jedoch suchen konnte, ebenfalls zu überwinden. Es handelte sich seit 1675 nicht mehr allein um Jägerndorf, sondern auch um Liegnitz mit Brieg und Wohlau. Während der Kurfürst durch seinen Krieg völlig in Anspruch genommen war, hatte der kaiserliche Verbündete diese Fürstentümer bei dem damaligen Aussterben des Liegnitzischen Hauses als erledigt eingezogen, obwohl Brandenburg mit dem erloschenen Hause Erbverbrüderung hatte. Jetzt wollte Osterreich die Zwangslage des Kurfürsten, mit Frankreich gebrochen zu haben und Anschluß finden zu müssen, hierfür benutzen. Und eben aus dieser heraus blieb ihm kaum anderes übrig, als sich zu fügen. Er wollte es thun, wenn Osterreich eine kleine Entschädigung für die Aufgabe sämtlicher schlesischer Ansprüche bewilligte, nämlich den Kreis Schwiebus, der eine östereichische Enclave im Brandenburgischen war.

Es konnte scheinen, als werde auf diese Weise die schlesische Frage aus der Welt geschafft, und der Kurfürst selbst hat nie anders gemeint, weil er bis zu seinem Tode, für ihn als Menschen zum Glück, davor bewahrt geblieben ist, die Hintertlist zu erfahren, womit Osterreich einen entsprechenden Vertrag schloß und ihn heimlich wieder aufhob — mit Hilfe des Thronerben, des Kurprinzen Friedrich. Diesem, welcher in der dilettantischen Thronfolgerpolitik nicht genau unterrichteter Prinzen steckte und persönlich sich eifrig für das Bündnis mit Osterreich interessierte, wurde durch Fridag eröffnet, das Bündnis stehe in Frage, Osterreich könne höchstens in eine Scheinabtretung willigen und werde auf diese eingehen, wenn der Kurprinz sich schriftlich binde, den Kreis bei seinem Regierungsantritt zurückzugeben. So hat Friedrich am 25. Februar 1686 zu Potsdam den Revers unterzeichnet, der ihm



Abb. 100. Samuel Pufendorf, der von Friedrich III. 1688 berufene erste Geschichtschreiber des Großen Kurfürsten, † 1694 zu Berlin. (Vgl. Seite 18.)

später als Kurfürsten noch entschieden peinlich werden sollte. Er bekam bei dieser Gelegenheit 10000 Dukaten, die er sehr gut brauchen konnte, aber in der Hauptsache hielt er sich gewiß, dem brandenburgischen Staat einen wichtigen Dienst geleistet und das Bündnis erst ermöglicht zu haben. Arglos schloß dann der Kurfürst am 22. März 1686 mit Kaiser Leopold ab; ihm übergab er zu Bestätigung und Aufbewahrung auch sein am 26. Januar desselben Jahres aufgesetztes Testament.

Dieser Vertrag vom 22. März hat der brandenburgisch-preussischen Politik auf zwei Jahrzehnte hinaus ihre Richtung gegeben. Ihr Eintreten für Habsburg bei der nächsten Kaiserwahl, ihr Verhalten im pfälzischen Raubkriege und in der spanischen Erbfolgefrage beruheten auf der Lage und der letzten großen Schwelbung von 1685/1686.

Deutsch, Der Große Kurfürst.

Die großen Gesichtspunkte des Protestantismus, die hier bestimmend gewirkt hatten, brachten noch andere, für Brandenburg kaum je erwartete Wendungen hervor. Auch Schweden ward durch sie bestimmt und näherte sich Brandenburg zum Verteidigungsbündnis, das am 20. Februar 1686 mit dem geheimen Paragraphen der Aufrechterhaltung des europäischen Protestantismus abgeschlossen wurde. Nach vierzig Jahren bahnte sich diese Verständigung an, die Friedrich Wilhelm um die Zeit des Westfälischen Friedens als den mindesten Trost für die Opfer erhofft hatte, die er den Erben Gustav Adolfs an der Ostsee bringen mußte. Die protestantische Gegenaktion gegen die Übergewalt des einheitlich und absolutistisch geschlossenen Nachstaats Ludwigs XIV. und seines reaktionären englischen Schütlings gewann festen Boden. Und am 9. Juli 1686 kam zu Augsburg

8



ein bewaffneter Bund der Reichsstände Österreich, Spanien (für den burgundischen Kreis), Bayern, Kurpfalz, Pfalz-Neuburg, Schweden (für seinen Reichsbesitz), des bairischen, schwäbischen und fränkischen Kreises zu stände. Die Diplomatie Papst Innocenz' XI., welchen König Ludwig gekränkt hatte, und des letzteren wenig verhällte Unterstützung der osmanischen Pforte in dem großen, zeitbewegenden Türkenkriege hatten auch katholische Fürsten und Stände auf die entschiedene Seite gegen Frankreich, den jetzigen Hort des gewalthätigen Katholizismus, hinüber geführt.

Während dessen fuhr Jakob II. systematisch fort, die Ämter nur mit Katholiken zu besetzen, die Rechte des Parlaments zu übergeben, Universitäten und englische Bischöfe zu vergewaltigen. Aber auch Wilhelm von Oranien konnte angesichts der europäischen Konstellation gegen Ludwig XIV. seine Vorbereitungen fortsetzen, deren treibender Gedanke von Anfang an seine künftige englische Herrschaft war. Es galt unauffällige Rüstungen zu Wasser und zu Lande, unter Vorgabe harmloser Ziele und Übungen, und ansöhnende Verständigung mit der Aristokratiepartei; in beidem kam er voran. Da brach am 20. Juni 1688 Maria von Este, die Gemahlin Jakobs, ein Kind, einen Sohn zur Welt. Ein Erbe war da und die eigentliche Voraussetzung aller bisherigen Pläne und Vorbereitungen fiel dahin. Indessen nun waren diese schon zu weit getrieben. Und ohnedies, Wilhelm III. war der Mann, trotz des Erben mit dem langgereizten Unwillen des englischen Volkes — welcher sogar die Echtheit des Kindes bezweifelte — zu rechnen. Er hatte das Glück, daß Ludwig XIV. gerade jetzt seinen pfälzischen oder orléansischen Krieg, den schrecklichsten der Raubkriege, begann. Am 29. Oktober 1688 segelte die oranische Flotte ab, achtzig Orlog- und reichlich 500 Transportschiffe, welche 14000 Soldaten nebst den nötigen Pferden trugen. Die Küsten Englands wimmeln von erwartungsvollen Zuschauern, als sie nahen und die Landung begannen; Jakobs Flotte aber ward durch ungünstige Winde gehindert, der Landung Schwierigkeiten zu machen. Kurz nach dieser zog Wilhelm in London ein.

Kurfürst Friedrich Wilhelm hat weder

den französischen Einbruch am Oberrhein und in die Pfalz mehr erlebt, noch jene Abfahrt eines neuen Wilhelms des Eroberers und die Kämpfe, welche diesem das gesamte Königreich allmählich unterwarfen. Aber sein Herz war bei den Plänen des geliebten jungen Verwandten, und sein kluger, besonnener Rat hat ihnen nicht gefehlt. Wir haben früher im Zusammenhang der Guineakolonien erwähnt, wie Amsterdam sich den letzten Entschädigungsforderungen des Kurfürsten günstig erzeigte. Das war für die große Kaufmannsstadt die begleitende Konsequenz ihres Entschlusses, dem Oranier im Namen der Religion und des Vaterlandes zur Seite zu treten und ihm, als Führer der vorzüglichsten niederländischen Städte, mit diesen zusammen vier Millionen Gulden zur Verfügung zu stellen. Bei der Paroleausgabe am Abend des 7. Mai 1688 hat Friedrich Wilhelm „Amsterdam“ befohlen, die letzte Parole, die er ausgegeben, am Abend des 8., hat „London“ gelaute.

Die Autokratie seiner landesherrlichen Regierung hat Friedrich Wilhelm im großen und ganzen durchgeführt. Sie lag seit Richelieu im Wesen der Zeit überhaupt, aber sie war für Brandenburg-Preußen bei dessen territorialer Zerplitterung, bei den Verschiedenheiten der geschichtlichen Vorentwickelungen, der Bekenntnisse, der Bevölkerungen und bei deren Sondergewöhnung eine Notwendigkeit: als einigender Faktor und als Durchgangsstufe von der Feudalität und mannigfachen Bevormundung zum Rechtsstaat. Von den ernsthaften Schwierigkeiten mit den Ständen in Kleve und in Preußen wurde schon gesprochen, sie erwachten nicht wieder. Die Accise, zunächst im Brandenburgischen, gab die Gelegenheit, die Verwaltungss- und Kulturaufgaben des Staates immer vollständiger von den Ständen zu lösen. Dementprechend ergoz sich die Regierung des Kurfürsten Sachtalente für diese Aufgaben, die man im neueren Amtsdeutsch Ressortminister nennen würde. Zu Finanzzwecken zeichneten sich der Generalkriegskommissar Grumbow (Abb. 67) auf dem Gebiet der Steuererträge, die mit dem Militärwesen so eng zusammenhängen, und ferner (seit 1683) v. Inn- und Knypshausen aus; dieser wurde der eigentliche vorbereitende Organisator der zentralistischen Hofkammer, welche Friedrich Wilhelm bei seinem Tode fast





Abb. 101. Schadows Denkmal des Großen Kurfürsten.  
Kupferstich von J. G. Wolfgang. (In Seite 116.)

fertig hinterließ. Die Accise wurde allgemeiner zur Einführung gebracht, gleichzeitig in dem Bemühen fortgefahren, die Staatslasten von den unteren Ständen auf die bestehenden, d. h. den Adel, mit hinüberzuführen. Ledig von Defizit und Schulden, konnte die Regierung Friedrich Wilhelms 1686 an die Ansammlung eines Staatsschatzes gehen. Das schwierige und gefährliche Problem verfassungsrechtlicher und theoretisierender Umformungen wurde gemeinhin vermieden, alles geschah auf that-sächlichem Wege, und eine durchgreifende Klärung des Dualismus von überlieferten Ständerechten und fürstlicher Gewalt fand nicht statt. Der faktisch fast vollständige persönliche Absolutismus des kurfürstlichen Herrn ließ auch den formulierten Begriff des Staates noch beiseite, obwohl nur diesem er selber diente.

Friedrich Wilhelm war in seinen sechziger Lebensjahren doch schon ein alter Mann geworden. Zu unermüdlich hatte dieses Leben gefordert und gerungen, seit reichlich einem Jahrzehnt unter mancherlei wiederkehrenden Krankheiten, Nicht, Asthma und Leiden des kommenden Alters. Dazu hatten ihm Leid in seiner Familie und späterhin häusliche Widrigkeiten viele Stunden des schwersten Seelenummers gegeben. Sein geliebter Sohn, der vortreffliche Kurprinz Karl Amil (Abb. 62 f.), starb in rascher Krankheit, gerade als der Vater Ende 1674 aus dem Elsaß mit dem kampf- und sieglosen Reichsheere so flüchtig davonziehen mußte; auch andere Kinder sind ihm gestorben. Noch am 7. April 1687 erlebte er den plötzlichen Tod eines der Söhne aus erster Ehe, des Markgrafen Ludwig (Abb. 99), der am Fleckfieber starb. Die ganze zersplitterte und verhalten feindselige Situation der kurfürstlichen Familie kommt darin zum Ausdruck, daß Gerüchte von Giftmord umschwärmten und der Kurprinz Friedrich sich durch eilige Abreise sichern zu müssen glaubte. Dorothea hat vier Söhne und drei Töchter geboren. Sie war eine gute Mutter, und wie sie eine treue Pflegerin des alternden Vaters gewesen ist, allerdings auch, um dadurch ihren bestimmenden Einfluß auf ihn zu sichern, so hat sie ihre Kinder möglichst verjorgt wissen wollen. Das war ein Hauptanlaß ihres durch Dritte geschürten Zerwürfnisses mit dem Thron-

folger Friedrich, welches zu höchst peinlichen Ereignissen, u. a. zu Verbächtigungen des Ehelebens der schönen Kurprinzessin, führte und von der höchsten Intriguen- und Sclandalstucht abenteuerlich aufgebauscht und zugespitzt wurde. Über das vielberufene Testament des Großen Kurfürsten handelt ausführlicher die zu dieser Sammlung gehörige Monographie „Friedrich I. und die Begründung des preussischen Königtums“. Dorotheas Wünsche wurden durch dieses Testament von 1686 so weit erfüllt, daß ihren Söhnen selbständige Gebietsteile mit Hoheitsrechten ausgeteilt wurden, allerdings unter Wahrung gleichartiger auswärtiger Politik und der kurfürstlichen Souveränität. Es war, wenn kein Verstoß gegen das Achilleische Hausgesetz, so doch ein solcher gegen die brandenburgische Staatsraison, ja gegen eigene ältere Festsetzungen Friedrich Wilhelms, und Kurfürst Friedrich III. hat das Testament mit Recht alsbald kassiert.

Seit Anfang 1688 quälten den Großen Kurfürsten seine Leiden und Beschwerden heftiger, auch Wassersucht war hinzugetreten. Trotzdem hat er sich keinen Augenblick gegönnt, müde zu sein, bis fast an den letzten Tag hat er sämtliche Geschäfte geführt in aller Großartigkeit seiner Arbeitsamkeit und Regentspflicht. Er hatte doch die Freude, jetzt den Kurprinzen an seiner Seite zu haben und sich in allen Hauptrichtungen, namentlich in der Treue zum Evangelium, eins mit ihm zu wissen. Monatelang hat er schwer gegen den Tod gerungen und dieser gegen ihn. Wahrlich, so ist mit Recht gesagt worden, wie ihm sein ganzes Leben nichts leicht gemacht hat, so auch das Sterben nicht. Am 8. Mai neigten sich die erschöpften Kräfte zum Ende, am Morgen des 9., etwa um neun Uhr, ist er, sich selbst die Augen schließend, entschlafen.

\* \* \*

Als kraftgedrungenen, machtvollen Triumphtator, an dessen Sockel gefesselte Sklaven gebändig sind, hat Andreas Schlüter den Großen Kurfürsten im ehernen Augenblick auf der Langen Brücke aufgestellt (Abb. 101). Es ist die bewundernde Erinnerung der folgenden, in kleinerer Zeit lebenden Generation, was der größte der Künstler Friedrichs I. zu-

sammengefaßt und unvergleichlich ausgedrückt hat, nicht das Bild des lebenden Mannes. Friedrich Wilhelm's Leben ist köstlich gewesen, indem es Mühe und Arbeit gewesen ist und unablässige Not und Sorge obendrein. Nicht am Einklang des Strebens und des Erfolges darf es gemessen werden, auch nicht an Erfolg oder Streben je für sich allein, sondern nur an dem, wodurch beides fortwährend gebunden geblieben ist und was sie trotzdem bedeutet haben. Mit Recht sagt ein verdienter preußischer Historiker: geht man den einzelnen Akten dieser Politik nach „und löst den durchmessenen Weg nach den Momenten, die für die wechselnde Wahl der Richtung maßgebend waren, gewissermaßen in seine Bestandteile auf, so wird daraus ein mühseliges und sorgenvolles Pavieren und gelegentlich ein recht widerprüchsvolles Hin- und Herkreuzen“. Man kann diesem Geschichtschreiber weiter darin recht geben, daß Friedrich Wilhelm häufige und große Fehler gemacht hat, daß er mehrfach nur durch günstige Fügung gut davongekommen ist, daß auch er sich nicht in allen Wendungen der auswärtigen Politik ganz zuverlässig bewährt hat, ferner, daß er persönlich, in seinem Temperament, zuweilen die Rüge herausfordert. Man hatte sich allzu lange Zeit gewöhnt, das Bild Friedrich Wilhelm's „auf Goldgrund gemalt“ zu sehen, um nicht, indem man jüngsthin die nach neuerer Technik angefertigten Porträts daneben stellte, über den Unterschied zu staunen, ja nur noch von ihm zu reden. Nachdem Erdmannsdörffer die befreiende Arbeit reiner Objektivität geübt, wird letztere, zum Teil gewiß aus ehrlichem Sachverstand, wieder nach der überkritischen Seite hin verlassen. Es ist in neuesten Veröffentlichungen auffällig üblich geworden, daß man jeglichen kleinen Fehlhandlungen und Schwächen des Kurfürsten, der der Große genannt wird, nachspürt und sie im Vordergrund der Darstellung ausbreitet. Um dann allerdings wieder ein paar beschönigende oder lobpreisende Wendungen hinzuzufügen, die doch nicht verhindern, daß dem Leser der gewollte oder ungewollte Eindruck verbleibt: ein neues und ganz veränderndes Licht über diese angeblich große Regierung und Lebensarbeit aufgeleuchtet erhalten zu haben. Es läuft auch das Urteil unter,

ausgesprochen von einem soeben ins Leben eingetretenen Jüngling: „Friedrich Wilhelm ist nie ein fertiger Mensch geworden.“

Nun ja, wenn der Mensch an seiner Verstellungskunst gemessen werden soll. Oder nennt man auch Die unfertig, die ihr Lebenlang zu lernen und hinzuzuerfahren fähig bleiben? Dann würde auch z. B. ein Bismarck zu den allzeit Unfertigen gehören. Wahr bleibt, Friedrich Wilhelm ist nie ein vollendeter Diplomat gewesen oder geworden. Die Redlichkeit, die den Grundzug seines Charakters bildete, war dafür zu einfach und unmobilliert, zu wenig einer allbestimmenden Klugheit und Selbstbeherrschung unterstellt. Mehr als einmal hat Friedrich Wilhelm, was er wünschte oder plante, im ungünstigsten Moment dem Geschäftsführer der fremden Macht gesagt, mehr als einmal sich ganz von ehrlicher Enttäuschung und leidenschaftlicher Erregung leiten lassen. Dann hinterher erkennt er schmerzlich genug die begangene Unvorsichtigkeit, und in solchen oder ähnlichen Fällen empfindet er doppelt, um wie viel listiger die anderen sind. Und dann will der Redliche auch einmal rücksichtslos nur klug und listig sein. Darauf aber versteht er sich nicht. Es geht dann, wie es im täglichen und kleinen Menschenleben auch geht: die Meister der kaltblütigen Intrigue wissen stets auch für ihren guten Ruf zu sorgen, der Dilettant aber, der auf heimlichen Wegen nichts ausrichtet, läßt auch noch das Odium seines Versuches auf sich. Übrigens trifft das Urteil solcher überreichten und nicht ganz einwandfreien, wenn auch zeitüblichen Handlungen niemals Friedrich Wilhelm's große Entscheidungen oder seine Haltung angeht, geklärt Sachlagen. Sondern nur die gelegentlichen Versuche, mitten während des allgemeinen, unentschiedenen politischen Getriebes durch kaum vorbereitete rasche Wendung die eigenen Fesseln etwas zu lockern. In solchen müht er sich ja stets. Diejenigen, welche er seinerseits als natürliche Freunde ansieht — bald in deutscher, bald in evangelischer Sache, je nach dem, was gerade am meisten bedroht ist —, diejenigen, denen er sich dann redlich und fast selbstlos anschließen möchte, die haben doch für ihn niemals die gleiche Gesinnung, wollen ihn höchstens benutzen, unter der Hand aber schädigen: der Kaiser, Schweden,

die Niederlande. Sie bewirken damit allerdings, daß dieser brandenburgische Mittelfürst in seiner Zurücksiegung um so brennender die eigene Gebundenheit erkennt, sich mit übermenschlicher Anstrengung aus ihr herausringen will. Er verlangt nur um so heftiger danach, endlich emporzukommen und zu freier Macht zu gelangen. Das verdienen ihm jene dann abermals, und die eifersüchtigen Kleinen neiden es ihm; beide werfen ihm, was nur zur Hand ist, in den Weg, um dies Aufstreben zur Höhe und zur Freiheit zu hemmen. Friedrich Wilhelms Herz hat sich gefreut, wann es deutsch sein konnte, und ist es nach Abirrungen der brandenburgischen Magneten doch immer wieder geworden. Ein bewußter Deutscher gewesen zu sein in einer Zeit, die nichts von Nation und kaum etwas von Deutschtum wußte, diese ganz ungewöhnliche und für einen Mann seiner Zeit fast wunderbare Eigenschaft bleibt ein hellstrahlender Teil seines Ruhmes. Aber der Schwerpunkt seines Verdienstes liegt auf dem engeren, landesfürstlichen Gebiet: daß er sich nicht zurüden gegeben hat mit seines Vaters Erbe und mit landläufiger Weiterarbeit daran, sondern daß er den, seinen verstreuten und feindlich umdrängten Territorien auferlegten Zwang unwillig erkannt, daraus ihr einziges, nächstes Ziel gefunden hat: durch einheitliche Richtung ein wirklicher, geschlossener Staat und als solcher um der Selbsterhaltung willen stark und respektabel zu werden. Das ist die absolut dringliche Aufgabe, an die Friedrich Wilhelm entschlossen geht. Und wenn man ihrer Verfolgung historisch nachspürt, wenn man sich in das verschlungene Gewebe seiner staatsmännischen Aktionen nach allen Seiten, in die Summe seiner politischen Urkunden und Aktenstücke vertieft, wenn man sich stets seiner Lage bewußt bleibt und schließlich nicht etwa sich selbst verirrt, den Wald vor lauter Bäumen nicht mehr sieht: so muß man zugestehen, daß hier eine wahre Größe vorliegt; daß der Volkssinnstakt auch diesmal nicht getrogen hat, der diesem Manne spontan aus der Ferne den Namen des Großen Kurfürsten entgegenrug; daß Friedrich Wilhelms Mühen und Streben inmitten

aller Hemmung und Fülle der Sorgen ein bewundernswertes und das Maß seines Lebens, seiner Arbeit ein gewaltiges gewesen ist. Wenn Friedrich Wilhelm nicht alles erreicht hat, um was er sich mühte, und nicht so viel, als er verdient hätte und selber mit Recht erwarten konnte, so bleibt darum genug von wirklichen und wichtigen Erfolgen übrig. Hat er doch, um daran allein nochmals zu erinnern, jene äußere Souveränität sich erkochten, auf welche sein Sohn das Königreich Preußen errichten konnte. Und hat er doch an die Stelle buntscheckigster innerer Verhältnisse seiner verschiedenen Herrschaftsgebiete die landesherrliche Autorität gesetzt, die Verwaltung schon beträchtlich aus den konkurrierenden Händen in die eigenen hinübergeführt und einheitlich gemacht, so daß für den späteren Abschluß durch König Friedrich Wilhelm I. die wichtige Vorarbeit bereits geleistet war. So ist der Kurfürst Friedrich Wilhelm, bei weitem schon Erreichten, vor allen Dingen ein Begründer, der Deuter in die Zukunft. Seinem Staate bewußt und groß das Ziel europäischer Unabhängigkeit und Macht gewiesen zu haben, die früher oder später notwendig mit dem der Führung Deutschlands zusammenfallen mußte, das bleibt seines nicht ohne Großartigkeit bethätigten Strebens Inhalt und sein unsterbliches Verdienst. Die geschichtsphilosophische Legende von Brandenburg-Preußens Prädestination ist mit Recht zerstört worden. An ihre Stelle tritt auch hier wieder, wie überall, wo in der Geschichte Großes entsteht und wird, der Wille, der tapferere Mut, die zukunftsbestimmende Kraft des Einzelnen. Und insofern ist Friedrich Wilhelm, ohne ein Wandler auf geistigen Höhen des Menschentums gewesen zu sein, in der That der Schöpfer des neueren Preußen, der Grundsteinleger des Deutschen Reiches geworden. Die dankbare Nacherinnerung der Deutschen nennt ihn noch heute mit nicht mindereem Recht den Großen, als es die rebliche Begeisterung unseres Volkes vor zwei und einem viertel Jahrhundert gethan hat, da sie dem als kühn, als deutsch und gut empfundenen Manne in seinem Siegeslorbeer von Fehrbellin zujubelte.

## Inhaltsübericht.

	Seite
Einleitung . . . . .	1
Der Kurprinz . . . . .	6
Die Anfänge . . . . .	10
Brandenburg-Preußen im nordischen Kriege . . . . .	24
Landesregierung. Welthandelspläne . . . . .	37
Der brandenburgisch-preussische Staat im Zeichen Ludwigs XIV. . . . .	58
Die rheinischen Feldzüge 1672—1675. . . . .	61
Fehrbellin und Nimwegen. . . . .	68
St. Germain . . . . .	85
Neue Friedensjahre und Unternehmungen zur See . . . . .	91
Die Wiederabwendung von Frankreich. . . . .	96
Schluß . . . . .	116

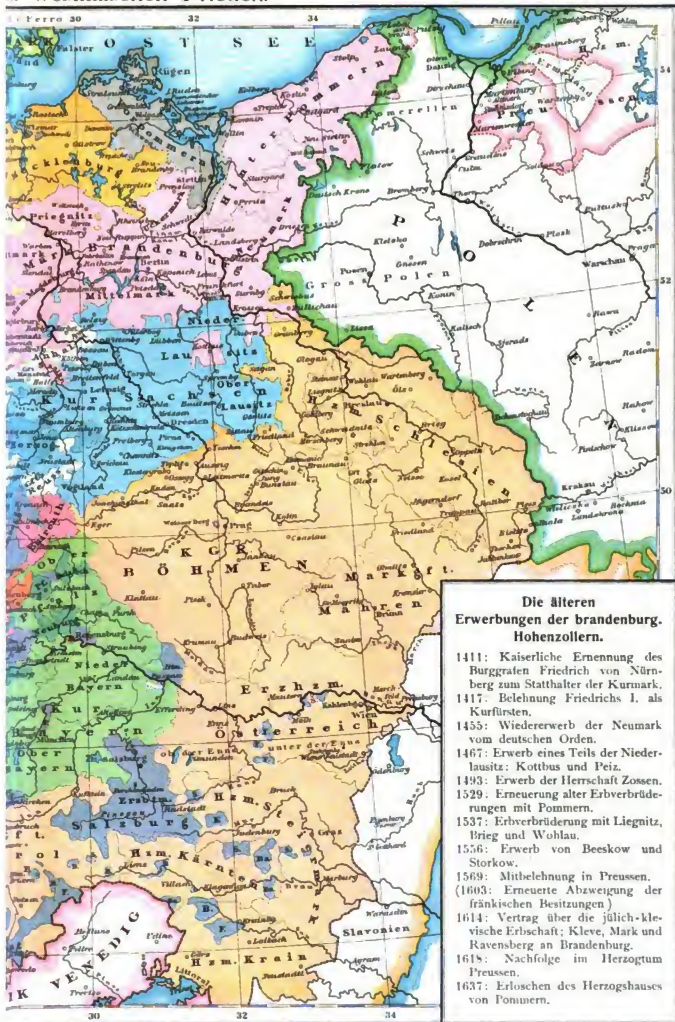
## Regifter von Einzelheiten.

- Accada** in Westafrika 97.  
**Accife** 41. 114.  
**Amsterdam** 106. 114.  
**Arguin** 100.  
**Armierten Reichsfürften, die** 114.
- Baden-Baden, Hermann von** 51.  
**Berlin** 41.  
**Bibliothek** 56.  
**Bildhauer** 56.  
**Böhlow** 41.  
**Bournonville** 54. 67.  
**Brandt, von** 39.  
**Bütow** 33.
- Christian V. von Dänemark** 81.  
**Christine von Schweden** 12.
- Defflinger** 29. 62. 64. 70. 91.  
**Devolutionsrecht** 59.  
**Doberan** 81.  
**Dorothea, Kurfürstin** 57. 116.  
**Trömling** 68.  
**Duisburg** 56.
- Elbing** 33.  
**Eisaß** 66.  
**Emden** 104.
- Ferdinand IV., römischer Kaiser**  
 12. 23.  
**Freiburg** 81.  
**Friedrich, Kurfürst** 112.  
**Froben** 75.  
**Fuchs** 91.
- Gerhard, Paul** 54.  
**Geride, Otto von** 46.  
**Görzke, von** 81.  
**Gräben, von** 97.  
**Großfriedrichsburg** 97.  
**Grumbow, von** 91. 114.
- Guineaküste** 96.  
**Gustav Adolf** 6.  
**Objets von Eier** 48.
- Haff, Frisches und Kurisches** 81.  
**Hamburg** 94.  
**Hennigs von Treffenfeld** 72. 82.  
**Hessen-Homburg, Prinz** 72.  
**„Holländer“** 44.  
**Horn, Schwedischer Feldmarschall**  
 80.  
**Hünigen** 84.  
**Jugenotten** 110.
- Jnn- und Amphuien** 114.
- Jägerndorf** 17.  
**Jakob II.** 110. 114.  
**Jande** 97.  
**Johann Kasimir von Polen** 24.  
**Jülichcher Krieg** 15.
- Kaldstein, von** 38.  
**Kanal, Friedrich-Wilhelms-,** 45.  
**Karl X. Gustav** 24.  
**Kleve** 3. 37. 56. 59.
- Lauenburg** 33.  
**Lisola, Franz von** 32. 63.  
**Lothringen** 60.  
**Ludwig, Markgraf** 116.  
**Luije Genriette, Kurfürstin** 12.  
 57.
- Magdeburg** 46. 70.  
**Malerei** 56.  
**Meinders** 64. 86. 89. 91.  
**Montecucoli** 62. 66.  
**Müllroje-Kanal** 45.
- Nautes, Editt von** 111.  
**Neuburg, Pfalzgraf von** 3. 16.  
 23. 59. 64.
- Oranien, Friedrich Heinrich** 6.  
 49; **Wilhelm III.** 62. 70.  
 110. 114.  
**Oranienburg** 44.  
**Ostfriesland** 104.
- Poff, kurfürstliche** 47.  
**Potsdam** 42.
- Rathenow** 71.  
**Rauke** 92.  
**Rébenac** 91.  
**Réfujiés** 111.  
**Rhode** 38.  
**Roras** 51.
- St. Thomas** 106.  
**Schleffische Frage** 109. 112.  
**Schlüter** 116.  
**Schöning, von** 82. 91.  
**Schwarzenberg, Adam von** 8. 10.  
**Schwerin, Otto von** 34.  
**Schwibus** 112.  
**Slavenhandel** 108.  
**Sparr, von** 46.  
**Stettin** 80.  
**Strasßburg** 90.
- Taccarary** 97.  
**Tavernier** 105.  
**Tranquebar** 50.  
**Türkenkrieg** 108.  
**Turenne** 63. 66.
- Uhle, Reitmacht** 75.  
**Univerfitäten** 56.
- Waldeck** 20—34.  
**Westfälischer Friede** 13.  
**Wilhelm III.** 62. 70. 110. 114.  
**Witt, de** 59. 62.  
**Wranzel** 68.





# Im westfälischen Frieden.





32101 064993858

